

Der Bote aus dem Ruhrthal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche



dem Ruhrthal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Druck und Verlag von E. Guntt sel. Wwe. in Hattingen.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Bänker in Hattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrthal“ bei der Münch. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 8 Tagen direkt bei der Münchener Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unternehmisse derselben nicht als Entschädigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

Der Kaiserstag von Krefeld, der Einzug der 11. Sularen, hat einen sehr schönen, echt vollständigen Verlauf genommen und der Monarch selbst hat sich sehr befriedigt geäußert. Daß der Kaiser auch einen Scherz versteht, bewies, wie er auf das — wenn wir nicht irren — im Reichstage von Eugen Richter geprägte Wort „Tanzsulare“ einging. Der Monarch sagte zu der Führerin der Ehrenjungfrauen: „Tanzten Sie den nächsten Winter recht schön mit meinen schönen Sularen.“ (S. d. besonderen Bericht: Der Ehrenstag der 11. Sularen.)

Das preussische Abgeordnetenhaus hat die Wahlrechtsvorlagen, wonach einige besonders große und dichtbevölkerte Kreise, so Bochum, Dortmund und Essen, bei der Landtagswahl geteilt werden und die Zahl der Abgeordneten entsprechend erhöht wird, in dritter Lesung unverändert angenommen. Ein freimüthiger Antrag auf Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen wurde mit 188 gegen 81 Stimmen abgelehnt.

Für unsere Marine und auch für das deutsche Volk war der 30. März ein unangenehmer Gedenktag; an ihm wurde vor 54 Jahren die deutsche Bundesflotte aufgelöst und durch den kaiserlichen Minister Sannibal Fischer in Bremerhaven meistbietend versteigert. Welcher Unterschied zwischen damals und heute! Jetzt besitzen wir eine achtunggebietende Seestreitmacht und durch das dieser Tage vom Reichstag angenommene Flottengesetz wird der Ausbau unserer Flotte so gefördert werden, daß sie die deutschen Küsten und umheren Handel wirkungsvoll schützen kann.

Der Jahre lange Streit um die Gewährung von Pensions resp. Anwartschaftsgeldern an die Mitglieder des deutschen Reichstages ist beendet, in allerhöchster Zeit wird der Reichstag die Gesetzentwürfe annehmen, welche den Reichsboten eine Schadloshaltung für ihre persönlichen Ausgaben während ihrer Gegenwart in Berlin zur Zeit der Reichstagsverhandlungen zusehen. Wenn für den Tag der Anwesenheit eine Doppelkronen-20 Mark gewährt werden, so läßt sich damit auskommen; freilich Schätze können davon nicht erpart werden, denn bei dem Mangel eines festen Wohnortes an der Spree für die meisten Abgeordneten sind die persönlichen Unkosten natürlich höher, als es sonst der Fall wäre. Doch darüber braucht man nicht zu diskutieren, wir können nur den Wunsch aussprechen, daß fortan der Reichstag so stark besucht sein möge, wie er es oft nicht war, z. B. noch in der verflochtenen Woche bei den Abstimmungen über die neue Flottenvorlage und das Kolonialamt. Andere Volksvertretungen sind ja nicht immer besonders stark besucht, aber andere Verhältnisse gelten für uns nicht, und wir empfinden die endlosen Debatten bei den leeren Bänken gerade nicht als etwas Schönes oder Würdiges. Und daher erhoffen wir die Besserung!

Von den Schwierigkeiten der Operationen in Südwestafrika kann man sich einen Begriff machen, wenn man aus einem Schreiben an die „Röln. Ztg.“ erfährt, daß die Tiere an vielen Plätzen 30–40 Kilometer weit auf die Weide getrieben werden müssen. Sodann ist das Wasser hier überall äußerst knapp. Safer muß von der Olgrenze herbeigeführt werden und wird mit 2 Pfund für den Tag und das Pferd

verabreicht. „Morenga.“ so heißt es weiter, „wird immer noch in Deutschland unterschätzt. Er ist ein erster Führer, ein hervorragender Taktiker. Aber auch er steht nur noch dem Namen nach oben, denn der frühere Kapitän Christian Lambert und der Bastard Morris stehen tatsächlich an der Spitze; immerhin ist Morenga die Seele aller Unternehmungen, und man merkt es gleich zu Anfang des Gefechts, wenn er dabei ist.“

Das von der Konferenz in Algier vereinbarte Marokko-Programm wird am Samstag dieser Woche von den Delegierten der Mächte unterzeichnet werden, nachdem sein Wortlaut in der Plenarsitzung am Montag angenommen worden ist. Die Unterzeichnung wurde bis Samstag verschoben, weil vorher noch der Sultan von Marokko seine Zustimmung zu den im Protokoll enthaltenen Beschlüssen erteilen muß. Mit der Mission, die Zustimmung einzuholen, wurde der Doyen des diplomatischen Korps in Tanger, der italienische Gesandte, betraut, der sich zu diesem Zweck nach Fez begeben hat. — Ueber die Frage, wann die Beschlüsse der Konferenz in Kraft treten werden, gehen die Meinungen noch auseinander. Während nach den einen unmittelbar nach dem offiziellen Schluss der Konferenz von Algier mit dem Kaiser in Marokko begonnen werden wird, behaupten andere, daß die Ratifikationsfrist bis zum 31. Dezember dieses Jahres ausgedehnt sei. Die Regierungen der 12 an der Konferenz beteiligten Mächte haben also bis zum Schluss des Jahres Zeit, die Beschlüsse von Algier zu genehmigen, mit deren Verwirklichung dann erst begonnen werden wird. Unzweifelhaft ist es, daß die beteiligten Regierungen ihre Zustimmung zu den Konferenz-Beschlüssen geben müssen, ehe diese Rechtskraft erhalten können. Dagegen ist es wenig wahrscheinlich, daß diese Zustimmung so spät erteilt werden wird, daß mit der Einführung der Reformen in Marokko erst im nächsten Jahre begonnen werden kann. — Unser Kaiser ist mit dem Ergebnis, wie die Telegramme des Monarchen an die beiden deutschen Bevollmächtigten in Algier darthun, voll und ganz zufrieden. Dasselbe gilt von der deutschen Reichsregierung, wie aus dem Artikel der „Nordd. Allg. Ztg.“ zu entnehmen gewesen ist. Gelegentlich der Beratung des Etats des Auswärtigen Amtes wird noch der Reichsminister Fürst Bülow im Reichstage die Ergebnisse der Marokko-Konferenz erörtern und aus seiner Befriedigung über das Erreichte kein Hehl machen.

In Courrières in Frankreich ist fast Unmögliches Ereignis geworden, indem am Freitag vierzehn Tote und nach 20 Tagen aus den brennenden Kohlengruben gerettet wurden. Die Auffindung gelang auf Grube A, die mit den deutschen Rettungsarbeiten ausgerüsteten Mannschaften. Die Stelle, wo die 14 aufgefunden wurden, befand sich jenseits des eingestürzten Feuerherdes. Die Angehörigen hatten schon Trauer angelegt, die Aufregung ist unbeschreiblich; am Rande der Grube spielen sich wieder furchtbare Szenen ab; Frauen verlangen sofortige neue Nachforschungen. Die Geretteten sind wohlthun. Zwei von ihnen, Bruckner Vater und Sohn, ermutigten während der ganzen Zeit, die nach der Schätzung einiger nur 48 Stunden betrug, während es tatsächlich 20 Tage waren, die Kameraden. Der Sohn fand ein gefallenes Pferd, dessen Fleisch aufgeteilt wurde. Außerdem lebten sie von Speien, die sie bei den Verunglückten fanden, und von Hafer aus den Pferdeställen. Der erste, der

am Freitag ein Geräusch wahrnahm, war der Arbeiter Dufresne. Auf den Ruf „Kameraden!“ erhielt er die Antwort „Hierher!“ Jetzt erst geben sich die Geretteten, die anfangs völlig verwirrt waren, Rechenschaft über die furchtbare Lage.

Die zukünftige Königin von Spanien, eine zum Katholizismus übergetretene englische Prinzessin, soll eine Krone erhalten, zu deren Anschaffung die spanischen Städte und Dörfer die Mittel aufbringen wollen. Diese Bezeugung der Liebe soll durch die „Schönheit und jugendliche Anmut“ der Prinzessin erweckt worden sein. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten.

Aus Not wurden Arbeiterunterstützungen in Seviz in Südpazien veranstaltet, um aus öffentlichen Mitteln Unterstüßungen zu erhalten; schließlich plünderten die Arbeiter die Bäderläden. Die Polizei stellte die Ordnung wieder her. Der Notstand in Spanien wächst sich überhaupt zu einer allgemeinen Kalamität aus, und es dürfte keine Verwunderung erregen, wenn in nächster Zeit ähnliche Nachrichten über Notstandsbedingungen aus dem von der Natur so reich gesegneten, aber durch die Mißwirtschaft der regierenden Kreise so herabgekommenen Spanien kommen.

Die russischen Reichsduma-Wahlen verlaufen in Petersburg ruhig. Die meisten Wahlen sind geschlossen. Die Beteiligung ist lebhaft, nur die Arbeiter boykottieren die Duma. Infolge der Fahrlässigkeit der Stadtverwaltung wurden 20 000 Wählern die Wahlzettel nicht zugestellt; deshalb ist es möglich, daß die Ungültigkeit der Wahlen erklärt wird. Der Sieg wird vermutlich bei den Linksliberalen bleiben. — Nach einer Meldung der „Nowoje Wremja“ ist eine geheime Trückerie in Moskau, verbunden mit einer photographischen Anstalt, entdeckt worden. Außer illustrierten revolutionären Schriften wurden auch drei Bomben gefunden. Vier Personen wurden verhaftet, darunter zwei Frauen. In der Wohnung eines gewissen Romanow entdeckte die Polizei 700 scharfe Patronen, Pulver und einen Patronenapparat. Derartige Funde sind übrigens keine Seltenheit. In einigen Teilen des russischen Reiches ist die Hungersnot groß, daß die Hungernden dazu übergehen, Stammesgenossen zu töten und zu verzehren. — Armenien! —

Der große Bergarbeiterstreik in Amerika hat bereits begonnen. Augenblicklich befinden sich eine halbe Million Bergarbeiter im Ausstand, doch scheint man die Hoffnung zu einer baldigen Beilegung des Ausstandes noch nicht aufgegeben zu haben.

„Salonwagen“ der zurückkehrenden russischen Krieger.

Dem kaiserlichen Drängen zahlreicher russischer Krieger, die sich nach der Heimat sehnen, nachgehend, sorgte die russische Regierung dafür, daß alle zur Verfügung stehenden Lokomotiven und Wagen für die beschleunigten Rückbeförderung der mandschurischen Reservisten verwendet werden. Da aber die Zahl der zurückkehrenden Krieger zu groß ist, als daß die vorhandenen Wagen ausreichen könnten, so werden jetzt zum Transport einfach Viehwagen genommen, von denen ein jeder 40 Unteroffiziere aufnehmen muß. In dem Wagen sind zwei Etagen von Brettern angebracht; in

Das Auge der Nacht.

Eine Erzählung aus Transvaal von Bertram Mitford.

(Nachdruck verboten.)

Als der Morgen aber anbrach, stellte sich ihm eine Schwierigkeit entgegen, an die er nicht gedacht. Wie sollte er es bewerkstelligen, unbemerkt mit Violet zusammenzutreffen? Er mußte dem Zufall und seinem guten Glück vertrauen. Freilich schien es, als ob ihm beides in Stich lassen wolle. Denn vorerst legte sein Wirt Beschlag auf ihn, indem er ihn zu einem Rundgang durch die Farm einlud. Gammig gefellte sich ihnen zu und gemüthlich ihre Pfeifen rauchend, schlenderten die drei Freunde dahin, bald dort, bald da stehend bleibend, dies und jenes betrachtend und eifrig über Jagd- und Farmangelegenheiten sich unterhaltend. Selwyn befandete anfangs ein lebhaftes Interesse, doch je näher der Augenblick des von Violet bestimmten Rendez-vous heranrückte, desto unruhiger und zerstreuter wurde er. Wie sollte er in den Garten gelangen? Er war fast eine Meile davon und Selbst machte noch keine Miene zur Umkehr. In dieser Verlegenheit kam ihm Fanning zu Hilfe.

„Ich glaube, Christoph“, sagte er, die Unruhe seines Freundes wahrnehmend, „wir langweilen Selwyn zu Tode mit unseren Gesprächen.“

„O, nicht im geringsten!“ widersprach Selwyn rasch. „Ich habe nur ein wenig Kopfschmerzen.“

„Sie waren aber auch heute so früh aus den Federn“, bemerkte Selbst, „und sind das wahrscheinlich nicht gewöhnt. Gehen Sie nur ruhig nach Hause, und machen Sie sich bequem. Im Wohnzimmer ist kühl und ruhig um diese Zeit und Lektüre finden Sie auch genug.“

„Nun, dann will ich Ihrem Rate folgen, wenn Sie nichts dagegen haben.“

„Dagegen haben? Wo denken Sie hin? Sie sollten tun, als wenn Sie bei sich zu Hause, — ganz ohne Umstände!“ polterte der gutmüthige Farmer.

Selwyn ließ sich dies gesagt sein und schlug, erleichtert aufatmend, den Rückweg ein. Als er den Garten erreichte, betrat er ihn durch ein Seitenpförtchen, in dessen Nähe er eine halb hinter Obstbäumen und Gebüsch versteckte Bank entdeckte. Durch das Laubwerk schimmerte ein helles Gewand sowie ein breitrandiger Strohhut, für Selwyn untrügliche Zeichen, daß ihn sein gutes Glück an den richtigen Ort geführt hatte.

Mit vergnügtem Gesicht schlich er sich unbemerkt hinter die jugendliche Mädchengestalt, welche, anscheinend in ein Buch vertieft, dasaß, legte beide Arme um sie und schaute ganz unzeremoniell unter den schützenden Strohhut.

„Endlich, mein Lieb!“ rief er freudig, sich neben die sich durchaus nicht Sträubende setzend. „Endlich!“

Neuantes Kapitel.

Heimliche Liebe.

„O, Moritz, wie konntest Du so unvorsichtig sein!“ „Unvorsichtig? Ach, wenn Du nur wüßtest, welche Mühe es mir gekostet hat, mich von den Anderen loszumachen.“

„Doch unvorsichtig“, beharrte Violet, seine letzte Bemerkung überhörend. „Denke nur, wenn eins von den Kindern in der Nähe gewesen wäre! Diese kleinen Wilden tauchen immer da auf, wo man sie nicht braucht.“

„Nun, so gehen wir einfach etwas tiefer ins „Innere des Landes“ lachte er.

„Wie hast Du mich denn eigentlich ausspioniert gemacht, Moritz?“ fragte sie begierig. „Woher wußtest Du, daß ich hier war?“

„Ja, ja,“ zwinkerte er schlau mit den Augen. „Du konntest Dich doch nicht vor mir verbergen. Wozu auch?“

Sie antwortete nicht gleich, sondern schien innerlich mit sich zu kämpfen. Erst nach einer Weile sagte sie in halb vorwurfsvollem Ton: „Warum hast Du unsere Verabredung nicht eingehalten? Wir waren doch übereingekommen, uns sechs Monate nicht zu sehen. Und jetzt sind es kaum vier.“

„Soll das etwa heißen, Du bedauerst, daß ich es getan? Komm, sieh mich an und sage es — wenn Du kannst.“

Er drehte ihr Gesichtchen zu sich und schaute ihr in die dunklen, feuchtschimmernden Augen, in denen sich Sehnsucht und heißes Verlangen spiegelte.

„Du meinst, es wäre mir nicht recht, Dich wiederzu sehen? O, Moritz!“ — und sie brach plötzlich in Tränen aus und lehnte das Köpfchen an seine Brust, — „ich dachte schon, wir würden uns nie wieder treffen.“

War dies dasselbe Mädchen, das noch vor wenigen Tagen, fast an der gleichen Stelle Worte gesprochen, die jeden wahren Gefühles zu entbehren schienen? „Ach, wünschte, es käme einmal dazu, — wenn auch nur um der Abwechslung willen!“ hatte sie zu Marian in Betreff der Liebe gesagt. Und jetzt schien dieser Wunsch in Erfüllung gegangen zu sein, aber Niemand in Trebensborg wußte um dieses Kapitel ihres Lebens. Niemand hatte sie je von dieser Seite gesehen.

„Weine nicht, mein süßes Lieb!“ sagte Moritz, sie zärtlich an sich drückend. „Wir werden jetzt eine so glückliche Zeit zusammen verbringen.“

„Ja jetzt!“ erwiderte sie. „Aber später? Nichts wie Elend!“

„Keineswegs, Schätzchen!“ suchte er sie zu ermutigen. „Wir können ja ruhig warten. Geduld! das muß vorläufig unser Lösungswort sein.“

Benigstens habe ich Dich wieder!“ murmelte sie,

Der Mitte des Fußbodens steht ein eiserner Ofen, bei dem Holz aufgestapelt ist, während an den Wänden des Wagens die für jeden Kasten unentbehrlichen Leinwand, Kissen etc. angebracht sind. Das Tageslicht fällt durch zwei kleine, unmittelbar unter dem Wagendach liegende Öffnungen in das Innere des „Salonwagens“ hinein, während zur Nachtzeit eine einzige Kerze ein gedämpftes Licht verbreitet. Bei den überaus geringen Raumverhältnissen kommen die Soldaten ganz dicht nebeneinander zu liegen, wobei die in der oberen Etage Liegenden es kaum vor Hitze und Taust aushalten können, während die in der unteren Etage Liegenden frieren, da die Außentemperatur mitunter bis 30 Grad unter Null fällt und die Tür, bei dem vollständigen Mangel an den notwendigen sanitären Einrichtungen, fortwährend geöffnet wird. Aber auch tagsüber ist die Lage der heimkehrenden Krieger nicht viel besser: da in der unteren Etage fast völliges Dunkel herrscht, so strebt alles nach oben, wodurch dann hier eine qualvoll fürchterliche Enge entsteht. Schmutz, Gestank, Tabakqualm und Taust vom eisernen Ofen vermögen jedoch nicht, den Märsch-Soldaten, der ziemlich viel vertragen kann, die frohe Stille zu verderben. Unangenehm berührt ihn nur, daß seine Leibwäsche allmählich eine ins Schwarze stehende Schattierung annimmt und sich immer mehr mit Lebewesen füllt. Von den Vorgängen im Innern Rußlands weiß der zurückkehrende russische Krieger nichts, ihn besetzt nur das eine Gefühl — zurück zur Heimat.

Eine Fahrt in die brennenden Kohlengruben von Courrières

Schildert Armand Vilette im „Gaulois“. Es war ihm gestattet worden, an einer Einfahrt einiger Ingenieure teilzunehmen, die bis in die innersten, seit dem Unglück noch nicht betretenen Teile der Grube vordringen wollten. Diese Fahrt, deren grauenhafte Bilder Vilette wohl mit einem Abstieg in die Tiefen der Hölle vergleichen kann, beschreibt der fühne Journalist, der bei diesem gefährlichen Unternehmen sein Leben einsetzte, folgendermaßen:

„Wir warten uns in die notwendige Kleidung und nach zehn Minuten schon stand ich da, mit Hosen bekleidet und einer Bluse von blauer Leinwand, die durch einen breiten Lederriemen um die Hüften festgehalten wurde, und einer Ledermütze auf dem Kopf. Alle waren bereit. Vorwärts! Wir überstiegen den Hof, und nachdem ein jeder seine Lampe angezündet hat, steigen wir die breite Eisentreppe hinauf, die uns zum Fahrstuhl führt. Er ist ganz schwarz, von Wasser triefend, dieser Fahrstuhl, der uns da erwartet. Wir klettern mit Mühe hinein, denn es gibt keine Tür, und an zwei Seiten sind die Wände schadhafte. Ein Zeichen ertönt, ein jäher Ruck, und wir sinken mit großer Schnelligkeit senkrecht herab zu den Eingeweiden der Erde. Die vier flackernden Lampen breiten um uns eine gewisse Dämmerung; man mag sich noch so sehr in der Gewalt haben, ein leises Zittern läuft doch durchs Rückenmark. Mit rasendem Getöse sinken wir, fünf bis sechs Meter in der Sekunde, rasch in die Tiefe. „Schnellen Sie sich ordentlich fest,“ rät mir der eine Ingenieur, „ein plötzlicher Ruck kann Sie sonst leicht aus dem Fahrstuhl in die Tiefe schleudern.“

Bald sind wir unten, 340 Meter tief unter dem Erdboden. Ein feiner eisiger Regen rieselt auf uns nieder; er kommt von dem großen Behälter über uns her, das die verflüchteten Gase der Erdoberfläche des Feuers tätigen Spritzen speist. Vor uns tauchen ein paar flackernde Flämmchen auf und allmählich erkennen wir auch als große schwarze Schatten die Träger dieser Lichter; es sind Bergleute, die hier auf uns gewartet haben. Wir folgen zunächst dem Hauptwege, auf dem Eisenbahnschienen gelegt sind und der die Gruben mit dem Fahrstuhl verbindet. Mit donnerndem Krachen schließt sich die Tür hinter uns, die wir nur mühsam öffnen konnten, weil der dort aufgestellte Ventilator einen starken Luftzug erzeugt, und dieser dröhnende Schall hallt dumpf und furchtbar in dem weiten Stillschweigen der Mine wieder und erschreckt uns wie ein Abstoß von der Erde, ein endgültiges Begrabenwerden in dunklen Tiefen. „Nacht alle Hoffnung hinter Euch.“

Nach einander schieben wir uns langsam vorwärts. Ein scharfer Geruch von feuchter Kohle schnürt uns die Kehle zu; bald wird die Galerie immer enger, Trümmer von zerbrochenem Holz, zerbrochenen Eisenstücken, umgestürzten und zerbrochenen Wagen häufen sich auf, große Steine und Kohlenmassen schieben sich in den Weg. Das Vordringen wird mühselig, und ein Bild völliger Vernichtung und Zerstörung bietet sich da. Ein pektoralischer Gestank befaßt uns fast; es ist der Kadaver eines Pferdes, der unter all den Trümmern noch begraben liegt und die Luft verpestet. Wir sind jetzt etwa 500 Meter weit von der Ausgangsstelle her vorgedrungen und nähern uns dem Feuer. Eine starke Hitze fängt an, sich bemerkbar zu machen. Der ganze Schacht ist zerstört und verwüstet; er hat jetzt kaum einen Meter Breite und 1,30 Meter Höhe. Er ist wie ein langer furchtbarer Schlauch, dieser schmale dumpfe Gang mit seinen großen Steinblöcken, die drohend über unseren Köpfen hängen und deren riesige Gewalt die starken Holzstützen wie Strohhalme zerbrochen hat. Ge-

fährlich ist es an diesem Ort, und wenn irgend ein unterirdischer Stoß die Erde auch nur ein wenig erschütterte, dann wären wir lebend unter diesen Steinen begraben, ohne daß es möglich wäre, uns Hilfe zu bringen. Schweratmend wenden wir uns um und treten aus diesem schmalen Gang in eine etwas breitere Galerie, in der wir wenigstens aufrecht gehen können. Eine flut schwarzen Wassers, das einen widerlichen Dampf aufsteigen läßt, umfließt uns hier und porsthaft tasten wir uns durch diese schlammige Masse vorwärts. Bis zu den Knöcheln steigt die schmutzige Welle und spritzt bis an die Kniee, die Schuhe werden festgehalten von dem zähen, flebrigen Schmutz, auf Schritt und Tritt stößt der Fuß auf Steine, Holz, Eisenstücke, welche die furchtbare Explosion verstreut hat. Dazu herrscht eine erstickende Hitze, die immer größer wird, je näher wir an das Feuer kommen.

Wenige Meter von dem Feuer entfernt, machen wir, fast erstickt, Halt. Ein Posten ist hier aufgestellt; Männer bis zum Gürtel nackt, das Gesicht und den Oberkörper geschwärzt von Schmutz und Kohlenstaub, in Schweiß gebadet, lehnen hier in stoischer, stolzer Ruhe; es sind Pariser Feuerwehrleute und Männer der deutschen Rettungsmannschaft, die darauf warten, ihre Kameraden, die im Feuer arbeiten, abzulösen. Kriechend und stöhnend, suchen wir noch weiter vorwärts zu kommen; der Boden ist so heiß und glühend, denn gestern war das Feuer noch hier und diese zehn oder zwölf Meter, durch die wir uns hindurchwinden, sind eben erst dem furchtbaren Element abgerungen worden. Eine helle Röhre schlägt vor uns auf. Das ist das Feuer! Ein Pariser Feuerwehrmann, das Mundstück der Feuerpritze in der Hand, erstickt mit mächtigem Strahle die Glut, während die deutschen Retter, flach

auf dem Bauch liegend, aufpassen, ob sie ihm zu Hilfe eilen müssen. Zischend und prasselnd verzehrt das Wasser die todernden Flammen, Dampfswollen brausen empor und verflüchtigen sich durch den Luftzug des Ventilators. Die Wände der Galerie dampfen vor schinder Hitze, auch die Kohle, die auf dem Boden verstreut liegt, raucht und glüht. Selbst wenn man keine Flammen sieht, so hat man doch den Eindruck, daß diese schwarze Kohlenrinde einen Herd glühender Flammen und graulichen Feuers verbirgt. Das Blut pocht in den Schläfen, ein Säulen und Schwirren klingt in den Ohren, der Oberkörper ist in Schweiß aufgelöst, eine so furchtbare Hitze herrscht hier.

Wir schlagen dann einen neuen Weg ein, der auf bisher noch unerforschten und unbetretenen Gebiet führen soll. Wieder kriechen wir in schmale Gänge, auf Schritt und Tritt von Trümmern und Steinen gehindert, die wir nur mühsam aus dem Wege schaffen, während wir uns in acht nehmen müssen, mit dem Kopf nicht die aufgestellten Stäbe zu berühren, die auf uns niederstürzen könnten. Auf einmal stehen wir dreißig Zentimeter tief im Wasser. Durch den heißen Schlamm waten wir weiter, der Ingenieur geht langsam voran. Plötzlich ruft er: „Lösch die Lampen aus!“ Tiefe Dunkelheit umgibt uns in der heißen, stidenden Luft, in der von allen Seiten wie in einem Grab Steine auf uns bröckeln. Im Hintergrund durch ein klaffendes Loch sehen wir einige Flammen aufblitzen; auch hier ist Feuer. Die Hitze wird immer unerträglich, und ein furchtbarer Geruch von brennendem Holz betäubt uns fast. Wir sind mitten in dem großen feurigen Ofen, den diese Gruben darstellen, bei 50 Grad Hitze. Jedes weitere Vordringen ist hier unmöglich, und wir müssen notgedrungen zurück. . . .“



Die Geretteten vor Courrières im Hospital zu Lens.

Ueber Eugen Richters Redekunst

plaudert der Abg. Müller-Meinungen in der „Frankf. Ztg.“: Interessant war die Art der Vorbereitung seiner Reden. Seine großen Staatsreden waren bis ins kleinste durchgearbeitet. Wochentlang dachte er darüber nach, jeder Schläger war fein vorbereitet. Ohne Wertzettel redete er überaus leicht seit Anfang der 80er Jahre niemals. Er erzählte darüber folgendes: Einst habe er im preussischen Abgeordnetenhaus eine Rede ohne Wertzettel gehalten. Plötzlich habe er das Gedächtnis verloren. Es sei gewesen, als wenn plötzlich ein Strich sein Erinnerungsvermögen ausgelöscht habe. Er habe wahre Höllequalen ausgestanden, obwohl es sich nur um kaum eine halbe Minute handelte. Die Hörer hätten es, wie er danach hörte, gar nicht bemerkt. Seitdem habe er nie mehr ohne Aufschreibungen zu sprechen gewagt. Die Wertzettel waren mit winzigen, kaum leserlichen, hieratischen Schriftzügen ähnlichen Schlagworten und besonders wichtigen Sätzen versehen. Ich habe mir einige dieser langen, schmalen Zettel, die er meist nach der Rede wegworf, und die in ihren Einzelheiten interessant genug waren, als Erinnerung an den parlamentarischen Meister aufgehoben. Richter war, wie bekannt, ein ungemein wirkungsvoller Redner. Nicht Rhetor, ein Drator im klassischen Sinne des Wortes; er war

kein Schönredner, dessen Mund mühelos der Redestrom entquoll. Wie ein glatter abpolierter Behälter des Satzes. Man hatte oft den Eindruck, daß er mit seinen Gedanken langsam in einem anderen Satz als demjenigen, den er aussprach, weilte; so suchte er häufig nach dem Ausdruck, aber seine eminente Beherrschung des Stoffes, seine Sachlichkeit in Verbindung mit einem faulstischen, oft beizenden Witz und Humor gaben seinen Reden die tiefe Wirkung, die sie ausübten. Dabei unterstützte ihn ein ungemein modulationsfähiges Organ, das in langjähriger Übung — früher soll ihm diese Gabe völlig gefehlt haben — so geschult war, daß es vom Pianissimo bis zum dröhnenden Fortissimo auf das wirkungsvollste abgeleitet werden konnte. Das waren jene Momente, in welchen er auch in den letzten Jahren, von denen ich ja leider überhaupt nur sprechen kann, noch ganz der alte war; da verlor er schlechte Stimmung und Desultor; wenn die Nachhaken seiner Sprechweise ihn elektrisierten, standen vergangene Parlamentsstunden, wo er mit dem Rosten die Klinge kreuzte, vor seinen Geist gezeitert. — Bemerkenswert ist in dem Artikel dann der nachstehende Satz: „Es wird die deutsche Parlamentsgeschichte die Frage zu entscheiden haben, ob er die Bedeutung des deutschen Budgetrechts gegenüber denjenigen parlamentarisch regierten Staaten nicht zu hoch einschätzte, und ob er nicht

ihren Arm in den seinen legend und ihm tiefer in die Heden folgend. „Ist es Dir nun klar, weshalb ich mich gestern so fremd gegen Dich stellte?“

„Eigentlich nicht,“ gestand er. „Ich war sogar recht ärgerlich darüber und dachte, es wäre besser gewesen, den Meinigen wissen zu lassen, daß wir alte Bekannte sind. Man hätte uns dann eher allein gelassen.“

„D nein!“ widersprach Violet mit überlegener Mene. „Sie hätten dann gleich irgend eine romantische Gekochichte ausgedacht und Du wüßtest, wenn Frauen dergleichen wittern, sind sie wie die Spürhunde hinterher. Alle würden uns beobachten und ihre Glossen machen, sobald sie uns einmal zusammensehen. Ich weiß, wie das ist, — ich kenne es aus Erfahrung.“

„D Du kleine Weisheit!“ lachte er. „Doch — einerlei! Wir müssen uns zuweilen treffen. Ueberrede Deinen Vetter, daß er Ausflüge veranstaltet; dann reiten wir zwei zusammen, verlieren uns durch Zufall von der übrigen Gesellschaft und was dergleichen Schliche mehr sind. Dich nur im Beisein Anderer zu sprechen, das halte ich nicht aus.“

„Meinst Du, mir ginge es nicht ebenso? Trotzdem bitte ich Dich, recht auf Deiner Hut zu sein und mich ja nicht „Violet“ zu nennen.“

„Auch hier nicht?“ lachte er neckisch. „Und Du dachtest also wirklich, Du würdest mich nie wiedersehen?“

„Ich fürchtete es zuweilen, da ich gar nichts mehr von Dir hörte. Ach, Mari, wenn Du wüßtest, was ich ausgestanden habe! Du wirst freilich sagen, ich sei selbst schuld daran, weil ich Dich durchaus auf die Probe stellen wollte. Sechs Monate ist ja nicht lang, doch manchmal dachte ich, ich würde sterben, ehe sie vorüber seien. Hier denkt Jeder, ich hätte gar kein Herz und ich lasse sie ruhig bei dem Glauben.“

Wer sie aber jetzt gesehen, würde das sicher nicht behauptet haben; ihre leuchtenden Augen, ihre rosig gefärbten Wangen, ihre leidenschaftlichen Worte bekundeten deutlich das Gegenteil.

Sie hatten jetzt das Flußufer erreicht. Rühl rieselte das Wasser unter den schattigen Bäumen dahin, in deren Wipfeln sich buntfarbige Vögel wigten, während in dem feuchten Grase kleine Eidechsen hin und herschlüpften und leicht summende Bienen den Honig aus den Blütenkelchen saugen. Es war ein Bild des Friedens, ein passender Rahmen zu dem jungen Liebespaar, das in zärtlichem Geplauder dahinschlurft.

„Du hast mir noch gar nicht erzählt, auf welche Weise Du mich ausfindig gemacht hast“, sagte Violet nach einer Weile zu ihm.

„D, das war der größte Glücksfall, der mir je begegnet ist“, erwiderte er rasch, „oder vielleicht war es Schicksalsfügung. Ich suchte Dich in der verkehrten Richtung, stieß auf den sonderbaren Rauh, den Fanning und kam mit ihm hierher.“

„Sprach er niemals von — mir?“ fragte sie zögernd.

Es war durchaus nicht Selwyns Absicht zu verraten, was sein Freund im Fieberdelirium geredet und so entgegnete er in glaubwürdigem Ton: „Don Dir gesprochen? D nein! Er ist viel zu verschlossen. Er erwähnte nur einmal nebenbei, daß Du hier seiest. Diese Nachricht regte mich gewaltig auf, aber natürlich durfte ich mir nichts merken lassen; nur gab ich mir alle erdenkliche Mühe, ihn zu bewegen, hierherzukommen.“

Wahrheitsliebe war Selwyns schwache Seite; er nahm es damit nicht so genau; auch hätte er sich in diesem Falle wohl, Violet merken zu lassen, daß die Ueberraschung des Wiedersehens eine gegenseitige gewesen.

„Was Fanning anbetrifft,“ fuhr er fort, „so hast Du

gestern abend doch ein wenig arg mit ihm getrieben. Du solltest den armen Burschen nicht zum Narren halten, Violet.“

Sie lachte, — es war ihr gewohntes, spöttisches Lachen, das so herzlos klang.

„Bist Du etwa eifersüchtig auf ihn?“ fragte sie in sarkastischem Ton.

„Das nicht,“ verteidigte er sich, „ich gönne nur keinem, mit Dir zu sprechen, mein Lieb.“

Als sie durch den Garten zurückgingen, trafen sie Fanning, der mit Marian und der kleinen Gotty ebenfalls dem Hause zuschritt.

Fraulein Gotty war ein überaus altkluges Veröndchen, das sein Näschen gern in alles hineinsteckte, auch in Dinge, die sie nicht kümmern sollten. Sie hegte keine besondere Vorliebe für Violet und benutzte jede Gelegenheit, ihr dies zu zeigen. Auch jetzt hatte sie nichts Besseres zu tun, als das herannahende Paar in einer Weise anzustarren, die Violet aufs höchste verdroß und in Verlegenheit setzte. Selwyn half ihr darüber hinweg, indem er Fanning zurief: „Se, alter Junge, wie ein Hercules seht Ihr noch nicht aus! Seid heute morgen zuviel auf den Beinen gewesen.“

„D, ich fühle mich ganz wohl,“ war die heitere Antwort. „Ihr braucht jetzt nicht mehr den Doktor zu spielen.“

Selwyns Worte hatten Marian veranlaßt, einen ängstlich forschenden Blick auf Fanning zu werfen, der allerdings noch nicht seine frühere gesunde Farbe wieder gewonnen hatte. „Ihr habt Euch wirklich zu sehr angestrengt, Willem,“ sagte sie in besorgtem Ton. „Das ist nicht recht, denn Ihr sollt Euch hier kräftigen, nicht aber wieder krank werden.“

Violet hörte diese Worte, auch hatte sie Marians

Der Ehrentag der 11. Husaren.

Der Abschied aus Düsseldorf.

Dem Montag früh aus der Düsseldorf scheidenden Husarenregiment Nr. 11 brachte ein nach Tausenden zählendes Publikum, das sich an den Zugängen zu der Rheinbrücke angesammelt hatte, seine Sympathie zum Ausdruck. Auf der Brücke hatten sich u. a. zahlreiche Offiziere, sowie der Verein ehemaliger Husaren dieses Regiments mit Fahne und der Kapelle des 39. Infanterie-Regiments eingefunden. Beigeordneter Dr. Zahn übermittelte namens der Stadt dem scheidenden Regiment einen in herzlichen Worten gehaltenen Abschiedsgruß und gab den besten Glückwünsche für das Regiment in der neuen Heimat Ausdruck. Redner schloß mit einem begeistert aufgenommenen Hurra. Dann setzte sich gegen 8 1/2 Uhr das Regiment in der Richtung nach Krefeld in Bewegung, und Hunderte von Wagen, Automobilen und Radfahrern folgten ihm.

In Krefeld.

Ein wolkenloser Himmel lacht dem Kaiserbesuch entgegen. Seit dem frühen Morgen ziehen Musikkapellen der zahlreich aus der Umgebung eingetroffenen Vereine durch die Straßen. Die große Zahl der aus allen Windrichtungen eingeleiteten Extrazüge konnten kaum den Andrang der Besucher, die dem Kaiserbesuch in Krefeld beiwohnen wollen, bewältigen. Das Gedränge auf den Straßen, die einen überaus herrlichen Schmuck tragen, ist unbeschreiblich. Alles geht jedoch in voller Ordnung. Nirgends macht sich eine Störung oder Stöckung bemerkbar. Schon jetzt nimmt das Publikum in den Straßen, die der Kaiser passieren wird, Aufstellung, und es ist kaum möglich, durch die dichten Menschenpalisaden hindurchgelangen.

Gegen 12 Uhr war an der Hauptempfangsstelle alles, was geladen war, versammelt. Das prächtige Wetter erlaubte, ohne Überdächer und ohne Umhang sich zu ergeben, und so gewann das Gesamtbild vor allem nach der weiblichen Seite. Bei den Tribünen an der Kreuzung Rheinstraße und Ostwall nahmen die Spitzen der staatlichen Behörden und der städtischen Vertretung Aufstellung, an ihrer Spitze Dr. Frhr. v. Schorlemer, Regierungspräsident Schreiber, Oberbürgermeister Dr. Dehler, die Beigeordneten und Stadtverordneten, Vertreter des niederrheinischen Adels, darunter Prinz Arenberg von Haus Pelsch in Husarenuniform, auch die beiden vorigen Oberbürgermeister Krefelds, Rüppel und der jetzige Landeshauptmann Westfalens Dr. Hammerstein, die rechte Seite der Tribünen war der Glanz und Stolz Krefelds. Hier hatten die Ehrenjungfrauen aus Krefeld Platz genommen. Es waren nicht die Damen von 1902, sondern eine jüngere Generation, die aber später dieselbe Auszeichnung in den Augen des Kaisers gefunden zu haben schienen wie ihre Vorgängerinnen von 1902. Diese Damen waren alle einfach und geschmackvoll zugleich in weiß gekleidet. Zweihundert hübsche Töchter der Stadt Krefeld hatten sich um diese Ehre beworben, wenige wurden auserwählt, und das Los mußte dann für vierundzwanzig entscheiden. Hinter diesen Hochbeglückten saßen auf den Tribünen die „berühmten“ Ehrenjungfrauen von 1902. Drei von ihnen sind verheiratet.

Um 12 Uhr 30 Minuten ertönten Salutsschüsse.

Der Kaiser ist da.

Durch alle Straßen brauseten Hurras. Die Fenster füllten sich mit den Zuschauern, die Damen überall in Weiß. Die Spalierordnenen sich, der letzte Glattschloß die Em-

pfangstoilette ab. Brausende Hurras der Menge, Tücherwinken aus den Fenstern, Kommandoworte in den Spalieren kündeten das Nahen des Kaisers und des Regiments, voran die Leibgardemarie, dann das Hauptquartier mit Exzellenz v. Plessen an der Spitze des Musikkorps der Elfer Husaren. Dann der Kaiser; ihm zur Rechten der kommandierende General v. Bissing und zur Linken der zum persönlichen Dienst kommandierte Oberleutnant v. Lucius von den Elfer Husaren. Der Kaiser in der Uniform des Leibgardehusarenregiments ohne Mantel, dankte freudig bewegt für den großartigen Empfang. Er ritt einen Sageden, der das Entzücken aller Sportsleute hervorrief. Als der Kaiser und das Regiment gehalten, trat die Tochter des Oberbürgermeisters Fräulein Ilse Dehler aus dem Kreise der Damen heraus und überreichte dem Kaiser einen Blumenstrauß, wobei sie folgende, von Ernst Bräuer verfasste Verse sprach:

Aus deutschen Frauen flammenden Herzen loht
Ein Gruß dir, Kaiser, inniger Wünsche voll.
Dein Tag sei hell! Um deine Schritte
Leuchtende belebende Frühlingssonne!
Die Welt erschauet, und fleißige Hände streuen
In deutschen Landes Krume die gold'ne Saat.
Der Himmel laß dem Reich die Götter entgegnen
Wachsen und reifen auch deine Saaten.
Was du erlehnst zu unseres Landes Heil,
Das blüht empor wie lieblicher Blumen Pracht,
Wie dieser Strauß, den ich mit Jagen,
Mächtiger Kaiser, zum Gruß dir reiche.

Der Kaiser drückte der Dame wiederholt die Hand und fragte sie nach ihrem Vornamen. „Ilse“, antwortete das hochbeglückte Fräulein. Der Kaiser dankte für den hübschen Gruß und meinte: „Tanzten Sie den nächsten Winter recht schön mit meinen schönen Husaren.“

Dann trat der

Oberbürgermeister Dr. Dehler

vor und hielt folgende Ansprache:

Allerhochachtungsvoll, großmächtigster Kaiser und König, allergnädigster König und Herr! Heller Jubel brauste über die Wälle der Stadt Krefeld, als Ew. Majestät an dem für uns denkwürdigen Tage des 20. Juni 1902 mit Ihrer Majestät der Kaiserin hier Ihren Einzug hielten und dadurch der vaterländischen Feier der 200-jährigen Zugehörigkeit der Stadt und Herrlichkeit Krefeld zur preussischen Krone die rechte Weihe gaben. An diesem feierlichen Tage wurde unserer Stadt noch eine andere ungeahnte Freude zuteil. Huldboll stellten Ew. Majestät in Aussicht, daß ein lang beghehrter Wunsch der Stadt in Erfüllung gehen, daß Krefeld eine Garnison erhalten solle. Dieses Kaiserwort, kaum war es gesprochen, so war es auch schon erfüllt: denn noch an demselben Tage traf abends hier die Nachricht ein, daß Ew. Majestät die Verlegung eines Husarenregiments nach Krefeld befohlen hatten. Diese frohe Botschaft erregte eine wahre Flut der Begeisterung, Freude und Dankbarkeit über diesen erneuten Beweis landesväterlicher Suld und Fürsorge. Seitdem sind unter Ew. Majestät nachvollender und friedlicher Regierung unserm Vaterlande Jahre einer gesegneten Weiterentwicklung geschenkt, in denen es der Stadt vergönnt war, für das stolze Reiterregiment, welches wir nun bei uns begrüßen dürfen, ein neues stattliches Heim zu errichten und zugleich das weitestgehende Verkehrsunternehmen der Stadt, den Rheinhafen, auf welchen wir für das Gedeihen der Stadt, für unsern Handel und Verkehr so große Hoffnungen setzen, der Vollendung nahe zu bringen. Heute ist aber wiederum ein herrlicher Freude- und Jubeltag für uns angebrochen. Eure Majestät erweisen der Stadt Krefeld die außerordentliche Gnade, Allerhöchstdieselbst das Husaren-Regiment Nr. 11 hier einzuführen. Die durch diese Tat kaiserlichen Wohlwollens hochbeglückte Bürgerschaft bringt Eurer Majestät in freudiger Begeisterung ihren ehrfurchtsvollsten Dank dar. Dem von Eurer Majestät geführten Regiment rufe ich ein herzliches Willkommen zu. Wenn dem Regiment der Abschied von Düsseldorf nicht leicht geworden ist, von der Stadt, in welcher das Regiment in der großen Zeit vaterländischer Erhebung errichtet wurde und bisher seine Sei-

mat gehabt hat, so ehrt dieses Gefühl das Regiment und die Stadt Düsseldorf. Um so lebhafter ist bei uns Krefeldern der Wunsch, alles zu tun, damit das Regiment, Offiziere und Mannschaften sich sehr wohl und heimisch fühlen. Möge die ruhmvolle Geschichte des Regiments eine würdige Fortsetzung auch in der neuen Garnison erfahren; möge das Regiment auch in Krefeld sich durch hervorragende Tüchtigkeit, Manneszucht und alle die Tugenden, welche wir im deutschen Heere im Kriege und Frieden zu sehen gewohnt sind, auszeichnen! Möge das Regiment seine neue Heimat lieb gewinnen! Daß diese Wünsche in Erfüllung gehen, dafür bietet der heutige Einzug unter Führung des obersten Kriegsherrn eine ganz besondere Gewähr. Mit stolzer Freude folgt das Regiment heute seinem kaiserlichen Herrn. Heil dem Regiment, dem eine solche Auszeichnung zuteil wird. Brausend aber erhalte in tiefster Dankbarkeit ein begeistertes Hoch auf unsern kaiserlichen Herrn. Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser und König Wilhelm II. lebe hoch!

Der Kaiser

erwiderte hierauf folgendes:

Ich spreche Ihnen, Herr Oberbürgermeister, meinen herzlichsten Dank aus für den schönen Willkomm, den Sie soeben ausgesprochen haben, und für den großartigen Empfang, den die Stadt Krefeld dem Regiment bereitet hat. Wenn das Regiment nach einer Campagne und gewonnenen Vittade, mit Lorbeeren und Trophäen geschmückt, eingezogen wäre, hätte es nicht schöner empfangen werden können. Der Empfang durch die Bürgerschaft ist mir eine Bürgschaft dafür, daß die Erinnerung der Bürger von Krefeld für die neue Garnison in jeder Beziehung den herzlichsten und schönsten Hoffnungen entsprechen. Das Regiment — das von bin ich überzeugt — ist durch den Empfang beglückt und befehligt und wird bestrebt sein, in der neuen Garnison alle seine Tugenden, die es bisher ausgezeichnet haben, weiter zu pflegen. Der Stadt Krefeld habe ich an dem heutigen Tag mein Wort gehalten. Wenn ich mein Wort gebe, halte ich es auch. (Stürmische Hochrufe.) Der Stadt habe ich ihre Garnison gebracht und den jungen Damen ihre Tänzer. (Erneute stürmische Hochrufe.)

Bei der Schlussbemerkung hatte der Kaiser sich grüßend an die Ehrenjungfrauen gewandt. Durch besonders herzlichen Willkomm zeichnete der Kaiser den Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Frhrn. von Schorlemer aus und den in Husarenuniform erschienenen Prinzen Arenberg von Schloß Pelsch.

Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung, um kurz nach 1 Uhr am Friedrichsplatz einzutreffen. Nicht an diesem Platz war für

1400 Kinder

aus den oberen Volksschulklassen eine mächtige Tribüne errichtet. So bald der Kaiser in Sicht kam, stimmten die unter Leitung des kgl. Musikdirektors Herrn Müller-Reuter stehenden Kinder die Lieder: „Freude schöner Götterfunken“ und „Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd“ an. Mächtig und freudig schallte der Gesang aus 1400 Kinderkehlen in die herrliche, reine Frühlingsluft hinein. Der Kaiser, zu dessen Rechten der kommandierende General, Freiherr von Bissing, ritt, hielt, an der Tribüne angekommen, sein Pferd an. Er war sichtlich freudig überrascht und gab seiner Freude darüber auch gegenüber dem kommandierenden General mehrmals lebhaften Ausdruck. Auch dem Musikdirektor und den Kindern dankte der Kaiser durch einen freundlichen Gruß. Musikdirektor Müller-Reuter brachte auf den Monarchen ein dreifaches Hurra aus, in welches die Kinder mit Begeisterung einstimmten.

Bei dem Liede „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd“ setzte der Kaiser sein Roß und das Regiment wieder in Bewegung bis zum Bissingplatz. Hier übernahm Oberbürgermeister Dr. Dehler

die Kaiserements

mit folgender Ansprache:

Ew. Kaiserliche und königliche Hoheit bitte ich namens der dankbaren und getreuen Stadt Krefeld untertänigst,

Auch ein Robinson.

Erlebnisse eines deutschen Seemanns.

Im indischen Ozean, unter dem 333. Grade südlicher Breite, und beinahe in gleicher Entfernung vom Kap der guten Hoffnung und Australien liegen, weit ab von den Routen des Weltverkehrs, die kleinen Inseln Neu-Amsterdam und St. Paul. Die beiden Eilande sind öde und unfruchtbar, bedeckt mit weiten Moorsümpfen und Haidekraut, sandigen Flächen und rauen Felsbergen. Von Menschen unbewohnt, dienen sie nur zahllosen Seevögeln und nach Tausenden zählenden Robbenherden zum Aufenthalt. Von Zeit zu Zeit landen dort Robbenschläger, welche ein furchtbares Blutbad unter den Robben anrichten und mit den wertvollen Fellen der getöteten Tiere, sowie mit dem aus dem Fett derselben gewonnenen Tran ihr Schiff befrachten.

Vor einigen Jahren erschien zu solchem Behufe bei Neu-Amsterdam das Schiff „Fortuna“ von Salem in Massachusetts, geführt von dem tüchtigen Kapitän Daniel Brewster.

Das Wetter war ungünstig, rau, fast stürmisch. Die Insel bietet keinen guten Landungsplatz, keinen sicheren Ankergrund. So mußte denn die „Fortuna“ in See bleiben, um nicht in Gefahr zu geraten, an den Klippen zerfetzt zu werden, falls der Sturm heftiger würde. Ein Teil der Mannschaft sollte ans Land fahren, um Robben zu schlachten, und dann sollte die Beute bei günstigem Wetter mit den Booten später an Bord geschafft werden.

Am Nachmittag um fünf Uhr waren die Vorbereitungen zur Errichtung einer provisorischen Niederlassung bereits weit vorgeschritten. Die Matrosen hatten ein Quantum Lebensmittel, einige Bretter zur Erbauung einer kleinen Hütte, einiges Kochgeschirr, den Werkzeugkasten des Zimmermanns, altes Segeltuch zu einem Zelte, mehrere Fässer und dergleichen mehr ans Land geschafft, besonders aber zum Salzen der Seehundsfelle einen großen Haufen Salz, den man vorläufig am Strande aufschüttete.

Alle waren eifrig beschäftigt, als sich plötzlich der Him-

mel verfinsterte und es fast so dunkel wurde, als ob es schon Nacht wäre. Schwarze Wetterwolken zogen herauf. In der Ferne zuckten Blitze und der Donner grollte. Vom Schiffe hallte ein Kanonenschuß als Signal, um die Bootsmannschaft zurückzurufen.

„Schade um das schöne Salz!“ sagte der alte Schiffszimmermann. „Kommt ein tüchtiger Platzregen und schwennt alles weg, so werden wir kein Körnchen mehr finden, wenn wir nach einigen Tagen zurückkehren.“

„Und das würde uns in Verlegenheit bringen,“ versetzte der Steuermann. „Wir haben nur wenig Salz noch an Bord.“

„Am besten wird es sein, ich bleibe hier, um das Salz durch Zubeden mit Segelleinen und Brettern zu schützen.“

„Allein wollt Ihr hier bleiben, Thomas Paine? Und wo werdet Ihr selbst Schutz finden vor dem Unwetter?“

„Am dahinten ist ja ein Felsenloch, wo ich mich verkrüchen kann. Für den Notfall könntet Ihr mir hier ja auch noch einen Mann lassen.“

„Wer will mit dem Zimmermann auf der Insel bleiben?“ fragte der Steuermann. „Besinne sich rasch einer!“

„Ich wills!“ rief ein junger blondblotiger deutscher Matrose, namens Paul Miller.

„Gut, Miller, bleibt bei Paine. Lebensmittel habt Ihr ja genug. Kapitän Brewster wird mit dieser Einrichtung schon zufrieden sein. Es kann sein, daß die „Fortuna“ erst nach einigen Tagen wieder die Insel anlauft.“

„Schon gut,“ sagte Paine. „Ans soll die Zeit nicht lang werden.“

„Gott befohlen, Ihr beiden! Vorwärts, Leute! Seid hurtig, daß wir an Bord kommen, bevor der Sturm mit voller Wut losbricht!“

Die Leute stiegen in's Boot, griffen zu den Rudern und handhabten dieselben mühsam gegen die anstürmenden schäumenden Wogen. Nach einer Viertelstunde erreichten sie das Schiff draußen und gelangten glücklich an Bord, wie die beiden Zurückgebliebenen beim Scheine eines Blitzes sehen konnten.

Mit den Brettern, dem Zeltleinen und einigen groben Stücken aus geteilter Leinwand wurde der Salzhaufen bestmöglichst vor Nässe geschützt.

Das Gewitter kam nun fürchterlich zum Ausbruch, der Sturm heulte, die Blitze zuckten unaufhörlich, und der Regen floß in Strömen. Glücklicherweise permachten die beiden sich zu schützen in einer kleinen Felsengrotte, wohin sie den Proviantvorrat und die anderen Sachen bereits geschafft hatten. Von diesem Punkte aus hatten sie freien Ausblick auf die sturmempörte See.

„Doffentlich kommt die „Fortuna“ gut davon!“ brummte der Zimmermann.

„Soeben sah ich sie noch beim Scheine eines Blitzes!“ rief Miller.

„Ich auch. Doch es gefällt mir nicht, daß sie noch so nahe an den Klippen ist.“

Und wieder zuckte draußen ein Blitz herab. Mächtig rollte der Donner in den Wolken.

„Hört Du's?“ murmelte Paine erbebend. „Es schien mir, als hörte ich ein Jammergeschrei.“

„Das könnte nur vom Schiffe herkommen. Aber es ist unmöglich. Das Fahrzeug ist allzu weit entfernt.“

„Es mag wohl wahr sein. Doch — wo ist denn jetzt die „Fortuna“? Sieh doch, Paul! Blitz fällt auf Bliz. Vor zehn Minuten konnte man die „Fortuna“ noch sehen. Jetzt ist sie verschwunden.“

„Heiliger Gott, Ihr habt Recht, Paine! Das Schiff muß zu Grunde gegangen sein.“

„Es kam mir doch vorhin so vor, als der gewaltige Bliz niederschloß, als sähe ich ein unheimliches Ausleuchten draußen und als hörte ich schreien!“

„Ihr meint, der Bliz habe die „Fortuna“ getroffen!“

„Das könnte wohl möglich sein.“

„Und in dem Schrecken und der Verwirrung, die dadurch an Bord entstanden ist, mag das Schiff auf eine Klippe gerannt und zu Grunde gegangen sein, denn es ist vollständig verschwunden.“

„Gott erbarme sich unserer armen Kameraden!“

allerhöchste Befehl zu geben, daß das 2. westfälische Infanterie-Regiment Nr. 11 von den bereitgestellten Räumen seiner neuen Heimat Besitz ergreift. Alle beim Bau des Kasernements beteiligten Behörden und Personen sind von dem Wunsche und dem Ziel ausgegangen, die Baulichkeiten so zu gestalten, daß sie allen Anforderungen entsprechen, welche in unserer Zeit an gesunde und wohlhabende Unterstände für Truppen, an zweckmäßigen Einrichtungen und Plätzen für die militärische Ausbildung und für die Bedürfnisse einer schlagfertigen Truppe zu stellen sind, und alle haben mit Eifer und Liebe an dieser Aufgabe gearbeitet. Dem Regiment übergebe ich sein neues Heim mit dem Wunsche, daß dasselbe stets die Pflegestätte eines guten, vaterländischen Soldatengeistes sein möge. Möge das Regiment getreu seiner bisherigen ruhmvollen Geschichte in den neuen Räumen stets gerüstet sein, dem Rufe seines obersten Kriegsherrn zu folgen. Mit Gott für König und Vaterland!

Der Kommandeur Oberstleutnant v. Storch dankte, indem er versicherte, daß das Regiment auf das höchste erfreut sei über das prachtvolle Kasernement. Er werde sich bemühen, ein gutes Verhältnis zu der Stadt Krefeld herbeizuführen, damit die Stadt und das Regiment gemeinsam arbeiten möchten zum Wohle des Vaterlandes. Der Kaiser richtete hierauf gleichfalls noch einige Worte an das Regiment, worauf der Kommandeur ein Hoch auf den Kaiser ausbrachte. Die Kapelle intonierte die Nationalhymne.

In dem großen Kasernenhofe hatten sich die in Courtois an den

Reitungsarbeiten beteiligten gewesen weiß. Verstehe aufgestellt. Der Kaiser ritt zu den Herren und ließ sich den Namen jedes Einzelnen nennen und hielt an sie folgende Ansprache:

Ich habe Euch hierher kommen lassen, um Euch im Namen des gesamten Vaterlandes meinen herzlichsten Dank und meine Bewunderung und meine Anerkennung auszusprechen für die Tat, die Ihr ausgeführt habt. Ihr habt bewiesen, daß es über die Grenzpforte hinaus etwas gibt, das die Völker verbindet, welcherlei Rasse sie auch seien; das ist die Nächstenliebe. Ihr seid diesem Gebote der Lehre unseres Heilandes gefolgt. Das, was bei deutschen Bergleuten von selbst verheißt, brauche ich nicht zu sagen. Trotzdem hat es uns alle herzlich gefreut. Darum danken wir Euch für Eure Aufopferung und vor allem für die Todesverachtung, mit der Ihr für fremde Brüder unter die Erde gestiegen seid. Das es Euch nicht befehlen war, noch Lebende zu retten, mag Euch nicht betrüben. Die Apparate, die Ihr zurückgelassen habt, haben dazu beigetragen, daß noch Lebende an die Oberfläche gebracht werden konnten. Als Anerkennung für Eure wackere Tat habe ich beschließen, Euch am heutigen Tage Auszeichnungen zu verleihen, die ich Euch hiermit überreiche.

Bergmeister Engel brachte ein dreifaches Glück auf den Kaiser aus. Der Kaiser überreichte ihnen eigenhändig die für sie bestimmten Auszeichnungen. Bergmeister Engel erhielt den Kronenorden 3. Klasse, Bergwerksdirektor Mener den Roten Adlerorden 4. Klasse mit der Krone, Hofschatz Krenzel und Brandinspektor Koch den Kronenorden 4. Klasse. Von den Mannschaften wurden zwei mit dem Kreuz des Allgemeinen Ehrenzeichens, einer mit der Kronenordenmedaille und die übrigen 15 mit dem Allgemeinen Ehrenzeichen ausgezeichnet.

Der Kaiser begrüßte hierauf einen mit seinen fünf Söhnen erschienenen Vater, welche sämtlich während ihrer Militärzeit Gefreiter geworden sind.

Dann fand eine eingehende

Besichtigung des Kasernements

durch den Kaiser statt, wobei auch die Erbauer Knoth und Kallmeyer zugegen waren. Der Kaiser begab sich nunmehr in das Offizierskloster. Auf dem Wege vom Kasernement dorthin hatte wiederum eine ungeheure Menschenmenge, zumteil auf einer riesigen Tribüne, Aufstellung genommen und brachte dem Kaiser jubelnde Huldigungen dar. Auch die Bergleute wurden mit Hochrufen lebhaft begrüßt.

„Und schütze uns! Wenn das Schiff verloren ist, so sitzen wir hier verlassen auf der einsamen Robbeninsel im weiten Ocean und müssen elendiglich verhungern und verschmachten.“

„Wenn unser geringer Vorrat aufgebraucht ist, so werden wir anderweitige Nahrung schon finden: Vögel, Meeresmilch, Austern, Krabben, Fische und Robben,“ tröstete Paul, der erfahrene Zimmermann.

„Aber die Insel hat kein Trinkwasser, nicht eine einzige Quelle. Ich weiß es, der Kapitän hat es gesagt.“

„Wir müssen Regenwasser sammeln in den Fässern und finden auch vielleicht natürliche Cisternen, wo das Wasser sich ansammelt. Doch so schlimm steht es ja noch nicht. — Gott gebe, daß alle diese Sorgen uns erspart bleiben mögen, die „Fortuna“ gerettet ist und wieder hierherkommt, uns abzuholen.“

„Ja, Zimmermann. Und ist das Schiff wirklich zu Grunde gegangen, so brauchen wir auch noch nicht zu verzweifeln. Es kann doch leicht ein anderes Schiff hier anlanden und uns aufnehmen.“

„Ja freilich, das kann geschehen. Aber vielleicht erst nach Jahren. Es ist das eine Sache des Zufalls. Die Insel Neu-Amsterdam wird, eben weil sie keinen sicheren Ankerplatz bietet, nur äußerst selten von Schiffen besucht. Wir müssen uns darauf gefaßt machen, hier unter Umständen vielleicht sehr lange verweilen zu müssen.“

„Vielleicht unser ganzes Leben?“

„Es kann sein.“

„O, meine arme Mutter zu Hause in Deutschland, wie wird sie sich um mich grämen, wenn ich gar nicht wieder zurückkehre! Zum letztenmal schrieb ich ihr von Salem, als ich hinüber auf der „Fortuna“ genommen hatte. Das ist nun beinahe schon ein Jahr her.“

„Und ich habe ein herrliches kleines Mädchen zu Hause, welches ich wohl niemals wiedersehen werde.“

„Eure Tochter?“

„Nein, meine Enkelin, die verwaist ist. Meine Tochter ist gestorben und deren Mann auch.“

„Unsere Lieben werden harren in Angst und Sorge um uns, Monate lang, Jahre lang, und wenn sie dann er-

Im Kasino

empfangt der Kaiser die niederländische Gesandtschaft, bestehend aus dem Staatsminister Generalleutnant Berganjius, dem Generalmajor Smeding und dem Kommandeur des Husaren-Regiments in Den Haag, Westenberg. Generalleutnant Berganjius richtete eine Ansprache an den Kaiser in französischer Sprache, auf die der Kaiser erwiderte. — Der Kaiser verlieh dem General Berganjius das Großkreuz des Roten Adlerordens und dem General Smeding den Roten Adlerorden zweiter Klasse mit Krone und dem Obersten Westenberg den Kronenorden zweiter Klasse. Während der Tafel sah der Kaiser zwischen dem Staatsminister Berganjius und dem Oberstleutnant v. Storch. Letzterer toastete auf den Kaiser, der antwortete und darauf in einer zweiten Tischrede ein Hurra auf die Königin der Niederlande ausbrachte.

Der Notbahnhof in Krefeld gelangte am gestrigen Kaiserfest zu einer Bedeutung, die dem Sinne des Wortes „Notbahnhof“ auch in anderer Weise entsprach, als der Bezeichnung eigentlich innewohnt. Nach „in der Kaiser ins Theater gefahren war, drängten sich die Menschenmassen nach dem Bahnhofe, wo sie drei bis vier Stunden lang unter unsäglichen Beschwerden harren mußten, bis sie endlich zum Bahnhof gelangten. Aber auch da war die Not noch nicht zu Ende. Es hieß, einen Platz erwischen, um fort zu kommen. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit wieder so recht die Unvernunft der Masse, die sinnlos drängt und glaubt, ihren Vorderrang durch rücksichtsloses Nachdrängen bewahren zu können. Aber nicht allein Unvernunft, sondern auch viel Rohheit kommt hier zu Tage. Man hört das Angst- und Verzweiflungsgeschrei der Bedrängten, das auch hier wieder gellend in die Luft stieg, ein schadenfrohes Lachen, auf Geheiß hervorgerufen, deren Träger einem vernünftigen Zureden nicht zugänglich sind. Die getroffenen polizeilichen Vorkehrungen gegen diese Menschenmassen waren bei weitem nicht ausreichend. Die wenigen an den Eingängen postierten Schutzeinheiten hatten die größte Mühe, die Ordnung an den Türen einigermaßen aufrecht zu erhalten. Auf den Bahnsteigen ging es überhaupt ohne jede Ordnung zu. Inhaber der grauen Fahrkarten machten es sich in den roten Rissen der ersten Klasse bequem, die Inhaber der braunen und gelben Fahrkarten mußten froh sein, in der vierten Klasse oder gar in einem Abort unterzukommen. Das Publikum nahm auf den zu den Wagendächern führenden Treppen und auf dem Tage selbst Platz und konnte durch die Bahnbeamten nicht entfernt werden; die Menschen hielten sich ängstlich fest und fuhren so in die Nacht hinaus. Der fahrplanmäßige Zug 9.35 Uhr ab Krefeld wurde in einen Notzug verandelt. Die Reisenden glaubten, sie hätten den fahrplanmäßigen Zug erreicht, mußten aber zu ihrem Erstaunen in Neuzug umsteigen, wo der Zug eine halbe Stunde lang auf dem Bahnhof stehen blieb, um endlich dem mit einer ganzen Stunde Verspätung eintreffenden fahrplanmäßigen Zuge Platz zu machen und um 1/2 Uhr in Köln zu landen. Bitter war es nicht bahntechnisch zulässig, diesen sogenannten Notzug mit seinen Annahmen von Menschen weiter zu führen, praktisch wäre es jedenfalls gewesen, denn der fahrplanmäßige Zug war ebensoviele wie der Notzug imstande, den großen Andrang von Menschen aufzunehmen. Es werden jedenfalls Unfälle vorgekommen sein, die dem sonst so herrlich verlaufenen Kaiserfest leider einen recht trüben Abbruch geben würden. Krefeld darf sich diesen Tag als Ehrentag anrechnen in volstem Sinne des Wortes, denn die Ausmäschung der Stadt war über alle Maßen herrlich und auch die Ordnung wurde unter den spärlichen Mitteln nirgendwo erheblich gestört. Der Kaiser, der sehr wohl ausah, bewahrte das Publikum durch sein leutseliges Wesen und fröhliches Lachen, das erlennen ließ, wie sehr ihm der Empfang gefiel.

Allerlei.

Eine Millionenerbschaft. Eine arme Maschinenfamilie namens Saltenberger in Limburg ist über Nacht in den Besitz von Millionen gelangt. Das Kaiserliche Konsulat teilte Saltenberger amtlich mit, daß ihm eine amerikanische Erbschaft von mehreren Millionen Mark zugefallen ist.

In den Tod gepeitscht! Wegen einer beispiel-

fahren, daß die „Fortuna“ gänzlich verschollen ist und wir damit, so werden sie uns für tot halten.“

„Ja, Paul, das ist Seemannslos.“

Unter solchen traurigen Gesprächen vergingen den beiden Vereinsanten viele Stunden, der Abend und die lange Nacht. Gegen Morgen änderte sich das Wetter. Das Gewitter verzog sich, der Himmel wurde heiter und das Meer beruhigte sich allmählich.

Miller und Paine bestiegen den nächsten hohen Felsen und schauten angestrengt ins Weite. Vom Schiffe sahen sie keine Spur. Darauf gingen sie an den Strand. Da erprobten sie nach einer Viertelstunde einige angesehene Schiffsstrümmen. So war denn ihre bange Vermutung bestätigt und das gute Schiff wirklich verloren.

Die Unglücksgefährten mußten sich nun einzurichten suchen für einen dauernden Aufenthalt. Mittels der Retter und der Schiffsstrümmen stellten sie einen Vorbau vor der Felsengrotte her und machten dieselbe dadurch wohnlicher.

Es wuchs kein Baum auf der Insel, kaum etwas verkümmertes Gesträuch. Doch brennbare und als Torf leicht zu formende Moorerde konnte aus einiger Entfernung von wenigen tausend Schritten herbeigeholt werden und war in Massen vorhanden. Regenwasser hatte sich in zahlreichen Lachen angesammelt. Die beiden Inselbewohner füllten ihre Fässer, deren sie vier besaßen. Das Salz bargen sie in einer Felsenhöhle, wo es trocken lag.

Unter den Schiffsstrümmern war eine lange Stange, die von einem Mast der „Fortuna“ herrührte. Dieselbe wurde als Signallänge mit einer aus Segeltuch verfertigten Notflagge an einem hohen Uferpunkte aufgespielt. Unter solchen Beschäftigungen vergingen die ersten Tage der Einsamkeit, denen viele langweilige Wochen folgten; doch allmählich gewöhnten die beiden Männer sich an das monotone Dasein.

Als sie ihren geringen Lebensmittelvorrat verzehrt hatten, waren sie auf den Ertrag ihrer Jagd und Fischerei angewiesen. Obgleich sie keine Schießgewehre hatten, gelang es ihnen doch, viele Vögel zu erlegen, hauptsächlich durch Schlingen. Ebenso boten ihnen die Eier, welche sie

losen Rohheit hatten sich tiefen Süßaren vor dem Dresdener Kriegsgericht zu verantworten. In der Nacht gerieten zwei Rekruten während der Stallwache in Streit. Dies rief eine Prügelei hervor und aus diesem Anlasse veranlaßten die alten Leute ein sogenanntes „Rekrutenkämpfen“. Hierbei legte man den einen der Rekruten namens Dye über einen Querbalken und schlug nun nach Kräften mit Gurten auf ihn ein. Zwei Süßaren hielten den Bedauernswerten am Kopfe und an den Beinen fest und man schlug nun mit starken Gurten auf den Verurteilten los. Trotz des Jammeras des Mißhandelten ließ man nicht eher von ihm ab, als bis die Zahl 30 erreicht war. Der Unglückliche ging darauf auf den Stallboden und machte dort seinem Leben durch Erhängen ein Ende. Das Kriegsgericht verurteilte die Süßaren unter Ausschluß mildernder Umstände zu 5, 4 und 3 Monaten, die übrigen zu je 2 Wochen Gefängnis.

Ein grauenvoller Vätermord. Ist in dem Dorfe Rauen bei Fürstenwalde a. d. Spree entdet worden. Dort wurde der 48jährige Arbeiter Karl Korn durch Beiliebe ermordet in der Laube seines Besitztums aufgefunden. Sein älterer Sohn Wilhelm hat die Untat im offenkundigen Einverständnis und mit Wissen seiner Mutter und Geschwister begangen. Familienswistigkeiten und die Arbeitslosigkeit des Ermordeten bilden das Motiv zu dem schweren Verbrechen.

Industrie, Handel und Verkehr.

Bericht des Essener Fruchtmarktes vom 2. April 1906

Weizen inländ. M. 17,50 bis M. 18,25 Weizen fremder M. 19,25 bis M. 20,25 Roggen inländ. M. 15,75 bis M. 16,50 Roggen fremder M. 18,00 bis M. 18,75 Hafer inländ. M. — bis M. — Hafer fremder M. 16,75 bis M. 18,00 Buchweizen M. 17,50 bis M. 18,50 Futtergerste M. 18,00 bis M. 18,50 Mais M. 13,25 bis M. 17,00 Weizenvorschuß M. 24,50 bis M. 25,25 Roggenvorschuß M. 23,00 bis M. 23,50 Weizenkleie M. 10,50 bis M. 11,00 Hülsen inl. Fas M. — M. bis —

Alles per 100 Kilogramm frachtparität Essen ohne Sach bei Abnahme von Doppeladungen mit Ausnahme von Kleie, die mit Sach gehandelt wird.

Essener Viehmarkt vom 2. April.

Amstlicher Bericht der Notierungskommission. Auftrieb: 105 Ochsen, 622 Kühe und Kalben, 139 Bullen und Bullen, 2009 Schweine, 40 Schafe, 511 Kälber. Preise für 50 Kilogramm Schlachtgewicht. Ochsen: 1. Vollfleischige, ausgewästete Ochsen höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren 75 M. 2. Junge, fleischige, nicht ausgewästete, ältere ausgewästete Ochsen 72–74 M. 3. Mäßig genährte Junge — ältere Ochsen 68–70 M. Kalben und Kühe: 1. Vollfleischige, ausgewästete Kalben höchsten Schlachtwertes 72–73 M. 2. Vollfleischige, ausgewästete Kühe höchsten Schlachtw. bis zu 7 J. 68–70 M. 3. Ältere ausgewästete Kühe und wenig gut entwickelte jüngere Kühe und Kalben 63–66 M. 4. Mäßig genährte Kühe und Kalben 57 M. Bullen: 1. Vollfleischige, ausgewästete Bullen bis zu 5 Jahren 70–72 M. 2. Vollfleischige, jüngere Bullen 67–69 M. 3. Mäßig genährte jüngere und ältere Bullen 63–65 M. Schafe: 1. Mastlamm und jüngere Mastlamm 83 M. Preise für 50 Kilogramm Lebendgewicht. Kälber: Doppelender bis zu 70 M. 2. Feiste Mastkälber (Vollmilch-Mast) und beste Saugkälber 54–55 M. 3. Mittlere Mastkälber und gute Saugkälber 49–52 M. 4. Geringe Saugkälber und ältere, gering genährte Kälber (Fresser) 40 bis 48 M. Schweine (mit 20 Prozent Tara): 1. Vollfleischige Schweine der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1 1/4 Jahren 75 M. 2. Fleischige Schweine 71–73 M. 3. Gering entwickelte Schweine, sowie Sauen und Eber 65–68 M. Tendenz: langsam geräumt.

„Was braucht mein Kind?“ — eine Frage, die gewiß für jede Mutter von größtem Interesse ist. Auf diese wichtige Frage Antwort zu geben, hat in ihrer an Klarheit und Herzlichkeit unübertrefflichen Weise B. Mercator unternommen in einer im Stiftungsverlage in Potsdam soeben erschienenen Schrift „Was braucht mein Kind?“ Fragen und Antworten für Mütter von einer Mutter (Preis 50 Pfennig).

Anfangs zu Hunderten täglich sammeln konnten, ausreichende Nahrung. Angelhaken verfertigte Paine geschickt aus einigen Brettnägeln, und sie fingen damit mehr Fische, als sie verspeisen konnten. Auch an Austern, Muscheln und anderen Schalthieren war kein Mangel.

Zum Zeitvertreib beschäftigten sie sich mit der Robbenjagd; im Verlaufe einiger Wochen erschlugen sie einige Hundert dieser Tiere. Aus den Fellen bereiteten sie sich weiche, bequeme Schlafstätten und für die kalte Jahreszeit auch Kleidungsstücke.

(Schluß folgt.)

Ein grauenhaftes Verbrechen ist in der Ortschaft Ragn Maros, die sich in der nächsten Nähe der ungarischen Landeshauptstadt befindet, verübt worden. Ein Bahnwächter, der nachts seine Strede abschritt, wurde plötzlich durch ein fürchterliches Stöhnen darauf aufmerksam, daß auf dem Bahngleise ein Mensch liegen müsse. Als der Wächter das Gleis mit seiner Laterne abendete, sah er einen Mann, der in grauenhafter Weise verunstaltet war. Die Augen waren ihm ausgestochen und den ganzen Körper, der über und über mit Blut besudelt war, bedeckten unzählige Stieh- und Stichwunden. Da binnen wenigen Minuten auf dem Gleise der Bester Schnellzug daherkam, mußte, schaffte der Wächter den Schwerverletzten von der Strecke und verständigte sofort die Behörden. Es wurde nun ermittelt, daß der Mann, der so gräßlich verunstaltet aufgefunden wurde, ein Bester Kaufmann ist, der am Nachmittage nach Ragn Maros gekommen war, um dort eine Sommerwohnung zu suchen. Er wollte noch am Abend nach Pest zurückkehren, verstaumte jedoch den Zug und beschloß, in Ragn Maros zu übernachten. Als er von der Station in den Ort zurückkehrte, wurde er von Bauernburken überfallen, ausgeraubt und in bestialischer Weise verstümmelt. Dann legten ihn die Burken auf das Bahngleis, damit — wenn der verstümmelte Körper gefunden würde — man annehme, daß ein Selbstmord oder ein Unglücksfall vorliege. Die Täter sind bisher noch nicht ermittelt worden.

Der
rich
baum
Zu
etwa
H
geht
des
Ges
Leu
mit
in
auch
den
zu
in
auf
gan
Dro
Zu
Stun
Fäh
wird
an
und
der
mose
die
Wä
des
mit
Ver
darge
wovon
Weg
ungeme
fenger
zu ver
zu flage
auch die
Während
und dem
führen
Gräfin
Villa
eines
in höflich
keiten.
begab
und besch
Kellers.
keit bewu
wurde er
beschimpft
ter Karl
habe sie
lie werde
liere, dem
ging es w
Bild hem
gegangen
eine End
ließ. Nach
die Kinder
plaudern
Selbst
gemacht,
heraus
Lampost
er einen
„Bei
Schweiser
der beiden
mit einer
„D
„We
standen?
„Ger
Ganz
Die Dieb
gel und
Gericht
„Da
wurden
„Ein
erkannte
melde
sage mit
„Sa
fragte
„Al
da liegt
En Raff

wurde er, daß Bertha im Hause ihrer Tante lebte, also guten Schicksal amertant war, aber daß sie ihn heimlich verließ, sich ohne sein Wissen heimlich verlobt hatte, schaltete ihm tief.

Bertha hatte jedoch gelächelt, aber auf den ausbrüchlichen, freigen Bescheid des Vaters waren sämtliche Berthe unerschrocken zurückgeblieben. Der schwermütige Vater wollte nicht einmal einen Blick auf die Unwissenheit werfen. Aber als er sie schließlich er den Blicken vernichte, ahnte niemand, woran er war, zu schreien in ihrem Urteil; Sedwig überflüssig und vernünftigerweise; keine von beiden bot ihm einen Blick für die bessere, lebensfrohe Bertha, und der geborgte Vater ließ oft seine Blide nach der geistlichen Hinberückweisen, wo der leere Platz seines Lebens war.

Zeit wurde leise die Tür geöffnet und das Saalwachen betrat in freudiger Erregung das Gemach. Es mußte eine ganz besondere Freude sein, die sie überbringen wollte, denn sie ließ die Tür offen stehen und geistlich zurückgeblieben. „Hinter gutes Geraden Bertha und Lord Merin!“ meinte sie leise laut und vernünftig, und als der Doktor Zeit hatte, sich von seinem Gell zu erheben, über die Mutter ihre Mäntel beiseite legen konnte, eile Bertha in das Zimmer und blieb, und von der beschwerlichen Stelle angetrieben, auf warf sich ihrem Vater zu Füßen, während der junge Mann an der Türschwelle stehen blieb.

„Vater, Vater, vergib mir, daß Du brichst mit das Herz,“ flüchte Bertha unter Tränen. „Ich doch nicht so fühlend auf dem Stand herab, mein geliebter Vater. Ich bin ja schon hart genug gekostet, als alle meine Briefe unerschrocken zurückblieben, wäre ich fast gestorben!“ Sie umschlang fester die Seite ihres Vaters und blühte dann wie glühend die weinende Mutter an.

Eine Zeitlang blieb der Vater unbeweglich, doch plötzlich schloß die feste Gestirbe von seinem Herzen und er laug das Haupt seines Lieblinges an seiner Brust.

„Ich muß auch um Vergebung bitten,“ begann jetzt der junge Mann, langsam in das Zimmer tretend, „denn ich trage allen die Schuld, daß Bertha das Haus ihrer Eltern verließ. Aber ich liebe sie zu sehr, mag sie aber nicht, um ihre Hand anzufassen, da ich nur ein Herz voller Liebe bieten konnte. Als ich sie brachte, die sie Schenke selbst wieder zurück, glücken Sie mir,“ sagte er hinan, bittend vom Vater auf die Mutter sehend, „mein ganzes Leben soll dazu dienen, das geschickte Unrecht wieder zu gutschaffen. Seit heute ich zu Ihnen, um aus Ihrer Hand das Glück meines Lebens zu nehmen, um aus Ihrer Segen für meinen Stand zu erbitten.“

Es lag nicht in Frau Darlings Natur, irgend einem Menschen die Mitle um Vergebung abzusuchen, am wenigsten dem Verlobten ihrer Tochter, denn sie im Grund ihrer Seele doch innig angetan war. Sie nahm daher ohne Zögern die bargelegte Hand und der Gatte folgte bald ihrem Beispiele.

Als die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, wurde beschloffen, daß die Hochzeit in kurzer Zeit und in aller Stille gefeiert werden sollte, und nach derselben wollte das junge Paar nach England zurück, wo der junge Lord die umfangreichen Güter seines Vaters übernehmen mußte, die ihm als dem einzigen, rechtmäßigen Erben anfallen waren.

Das Wiedersehen der beiden Freundinnen Bertha und Sedwig schloß sich aufrecht und herzlich. Bertha schloß sich häufiger denn je nach der Personella hingenogen, aber sonderbar, die Bewohner der einsamen Stille schienen eine Zusammenkunft mit dem jungen Lord Merin ängstlich zu meiden. Die heimliche Verbindung konnte gewiß nicht der Grund sein, denn Sedwig war schon seit längerer Zeit in das Geheimnis eingeweiht. Und hatte der junge Lord gang richtig gesucht, in welchem Verhältnis die beiden Geschwister zueinander standen, denn er hatte häufig Gelegen

heit gehabt, ihre Zusammenkünfte zu beobachten. Aber Bertha konnte sich nicht erklären, weshalb die Freunde so ängstlich eine Begegnung mit ihrem Verlobten meiden, und sie beschloß, ruhig zu warten, bis sie die Lösung des Räthels gefunden habe.

So wartet Merdin vergebens. Der alte Herr Darling hatte an bestiger Stelle das junge Paar zum Dinner sitzen lassen. Er hatte den jungen Mann immer geliebt und es schmerzhaft empfunden, daß ihm die Götter seinen zum höchsten Organismus mangelnden, desto mehr freute er sich über den Abschied der so plötzlich in seinem Leben eingetreten war.

Am Vormittag des Tages ging Bertha eines Tages hinüber. Ein einer Begegnung des Tages stand Sedwig ihnen gegenüber; sie wollte ausweichen, doch Bertha hielt sie mit harter Gewalt zurück.

„Sedwig!“ rief sie in gekränktem Tone, „wolltest Du wirklich vorüberziehen, ohne mit uns zu sprechen? Ganz zu ihrem Geraden gewendet —, hier ist Geraden Willford, der junge Lord Merin.“

Der junge Lord Merin. Mit unerschrockenem Geraden blickte er die Freundin seiner Gattin an, murmelte einige Worte der Begrüßung, während Sedwig vernarrt die Augen zu Boden schloß.

„Sedwig!“ rief die jüngere Schwester, als sie die Pfoten ulla erreicht hatte, „ich habe heute Franz Merin gesehen. Er hat mich erkannt; was sollen wir jetzt tun?“

Sedwig schloß. „Hörst Du,“ flüsterte sie leise, „Du wirst Dich umhören für uns auf. Die Möglichkeit muß doch an den Tag kommen; die Welt ist nicht groß genug, um uns zu verbergen.“

„Aber, Sedwig, ich bin sehr überzeugt, daß Bertha und ihr Gatte zusammen wohnen, wenn ich darum bitte. Sie müßten wenigstens meine Gründe adeln, die mich zu dieser Entscheidung veranlassen; Mutter war ja nie damit einverstanden.“

„Ja, es war ihr immer sehr schwer, ganz beiseite zu sein, da ihr Mangel sich langsam kräftigt. Was wird sie erst sagen, wenn sie so viel weiter sehen kann, um die Entscheidung zu bemerken, in der wir sie schließlich in Schriftbild dieser elenden Stille gelassen haben.“

„Mir dürfen hier nicht länger mehr bleiben. Mutter steht ohnehin halb und angetrieben aus; eine kurze Veränderung würde ihr sehr gut tun. Ich wie traurig ist es doch, daß wir so arm sind.“ Sedwig brach bei diesen letzten Worten in Tränen aus; die Aufregungen der letzten Zeit waren für ihre überreizten Nerven zu viel gewesen.

Sedwig tröstete die Schwester und suchte sie nach Stärken zu beruhigen. Sedwig tröstete Sedwig ihre Tränen und betete wie ein müdes Kind ihr Haupt an die Schultern der tranken Schwester.

Sie singe.

(Fortsetzung folgt.)

Shora Mademoiselle sah in ihrem Zimmer und hielt eine Zeitung in der Hand, die der Postbote vor wenigen Minuten gebracht. Es war die berühmte Zeitung von Mrs. Bourne, und in derselben befand sich eine die mit Schlußwort angeordnete Stelle, welche sofort Shoras Aufmerksamkeit erregte. Sie las:

Demnach — am Donnerstag, den 8., fand in Mrs. Bourne's Salon ein sehr interessantes Gespräch statt. Die junge Mademoiselle auf die Frage, die Lippen sehr aufmerksam begehrt, nachdem eine Zotenklappe ihr vorher noch so jugendliches Mitleid überzog.

Endlich brach sie in trampfhaftes Schluchzen aus. — „Tot — tot?“ schloß sie begehrend. „Mein armer, lieber Vater — mein alles — tot! Was soll ich nun noch auf der Welt!“

Die niederschmetternde Nachricht schien in der Zeit alles Leben in Shora erstickt zu haben. Sie sah in den wenigen Minuten um zehn Jahre älter aus. Wie durch unwirklichen Zauber verwandelt, ging sie jetzt im Saale umher, nachdenklich ihre Pflichten erfüllend. Ihr trübseliges Gesicht war verfinstert, ihre freundlichen Augen waren wie versteinert durch den graulichen Schmerz, den das Geschick ihr angethan.

Shoras Vater war Kaufmann und ein sehr wohlhabender gewesen. Er besaß ein Abenteurerstübchen, mit dem er jedoch durchaus nicht zufrieden sein konnte. Er hatte unter dem Namen eines anderen großen Schatzes seiner zu leben und es ging sehr bergab mit ihm. Er hatte Schatz den. Sein Vermögensstand war Franz Schatz, ein junger Mann, der von seinem Vater eine sehr blühende Leidenschaft, und ein sehr bedeutendes Vermögen geerbt hatte.

Shora war ein sehr hübsches Mädchen, ein hoffnungsvolles, weil das junge Mädchen für den Franz Schatz nam geachtet hatte. Franz war jedoch ein sehr unruhiger Charakter. Er hatte Shoras Vater heimlich zu verheiraten geordnet, doch er selbst Schatzbetrug freuden und auch für seine Zustimmung sorgten wollte, wenn dieser nur augenblicklich des reichen Bewerbers bei seiner Tochter würden wollte.

Dem alten Schatzbetrug Geradenstetig unterworfen zu essen: er schloß sich bestig gegen diese Annahme, sein Rind in dieser Angelegenheit zu beschließen, sein eifriger Schatz hatte das früher nicht fertiggebracht. Seit jedoch, da der Schatzbetrug geordnet, ließ Mademoiselle eine Zeit vergehen, bis Shoras grenzenloser Schmerz sich etwas besserte, dann legte er ihr in schmerzlicher, liebevoller Weise aus Wer, doch den so wertvollsten Schatz, Schatz's Frau zu werden, nicht von der Hand zu weisen. Sie konnte dadurch sich, und ihren alten Vater mit einem Schlag vor dem Mann bewahren. Nach einigen Jahren nahm Shora den Platz des Vaters ein.

In ihrem Leben war ohne jeden Grund von Liebe und Leidenschaft entstanden. Da war es eigentlich ganz gleichgültig, was aus ihr wurde, war doch mit dem Tode des geliebten jeder Sonnenstrahl aus ihrem Dasein verschwunden.

Die Ehe war keine glückliche. Shoras Eltern und das ihres Mannes paßten ganz und gar nicht zueinander. Nicht stilles und zum Flotten Leben, nicht weniger zum Spiel und Trübsal geeignet, wurde Franz Schatz's junges, hübsches und sanftes Wesen bald überdrüssig. Er vernachlässigte sie in jeder Weise und ging seinem eigenen Vergnügen nach.

Der einzige Trost der jungen, klugen Frau bestand in ihrem einzigen Kinde, der herrlichen, kleinen Shora. Frau Schatz gewöhnte sich nach und nach, ihr Leben ohne ihren Mann zu führen. Und als dieser nach sechsjähriger Ehe starb, stellten sich die Verhältnisse als so ungünstig heraus, daß sie aller Mittel entbehren mußte und nun darauf angewiesen war, den Lebensunterhalt für sich und ihr kleines Mädchen durch ihre Hände Arbeit zu verdienen. Sie verließ deshalb ihren Geburtsort und ließ sich nach der Hauptstadt über.

Die „kleine“ Shora war hauptsächlich zur Hebung, zwischen Jungfrau herangewachsen. In ihrem feinen hübschen Gesicht prägte sich ein für ihre Jugend ungewöhnlicher Geist aus, der sie älter erscheinen ließ, als sie in Wirklichkeit war — sie zählte 16 Jahre — war.

Frau Schatz hatte sich und ihr Tochterchen durch ihre festigung seiner Charaktere ernährt, aber ihr Mangel hatte in jeder Zeit bedeutend gelitten, und der Vater hatte ihr geraden, die Augen nicht mehr anstrengend, wenn sie nicht dem fürchterlichen Schicksal, blind zu werden, anheimfallen wollte.

Das war ein harter Schlag für die beiden Frauen. Der

Shora suchte die gekränkte Mutter zu trösten. Sie hatte Chronographie und Mathematik gelehrt und bemitleidete sich sehr eifrig, eine Stellung zu finden, um der geliebten Mutter die schwere Sorge abzunehmen, und ihr die Erziehung zu ermöglichen, deren die armen Jungen so dringend bedurften.

Sie meinte sich, sobald sie eine kleine Summe, die für ihre Bedürfnisse zu passen schien. Geschuldigt hatte sie von Tag zu Tag auf das Erscheinen des Briefträgers — vergebens, sie war bisher immer enttäuscht worden. Endlich — eines Tages bekam sie Antwort auf eine ihrer vielen Nachrichten.

„Mutter, Mutter,“ rief sie jubelnd, „denke Dir nur, endlich habe ich eine Antwort bekommen. Ich soll mich heute vorstellen. Und weißt Du, liebster Mädchen, mit ich auf einmal so froh summe — ich habe so eine Ahnung, als ob mit das Glück heute bald wäre.“

„Nun, nun,“ meinte sie, „entgegnete die Schatzbetrug Frau leise. „Doch gehe Gott, daß Du Glück hast. Gehe mit doch einmal den Brief.“

Shora gab ihr ihr. Sie las: „Hinterwird Shora Briefes bitte ich, um Ihren Bescheid Donnerstags vormittags 11 Uhr.“

„Demnach!“ murmelte die Mutter traurig, während ein schmerzliches Lächeln über ihr blaues Gesicht huschte. „Ich weiß, wie anders würde alles gekommen sein, wenn ich nicht gestorben wäre!“

„Was sagst Du, Mutter?“

„Nichts, nichts, mein Kind! Ich dachte nur eben an etwas. Ich habe in meiner Jugend einen Herrn kennen gelernt. Wenn der Name mit Deinem Glück irgend etwas zu tun hätte — denn,“ sagte sie mit ausbrechenden Lippen hinan, „dann müßtest Du heute Glück haben.“

Shora Schatz kam eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit an. Sie mußte warten, da der Geschickliche Herr noch nicht angekommen war.

Als es elf Uhr, öffnete sich die Tür, und ein großer, breitschultriger Herr, der in der Mitte der Dreiergehe stehen mochte, trat ein. Einer der im Gesellschaftszimmer anwesenden Schatzbetrug leiste ihm mit, daß Geraden Schatz bereits auf ihn wartete.

„Ja, Sie kommen auf meinen Brief,“ wandte sich der Herr des Hauses nach dem jungen Mädchen um, doch als er in ihre Augen blickte, wurde sein Gesicht um einen Schöten bleicher, und er flachte Shora so erlaut an, daß die hoch verlegen erwiderte.

„Einen Augenblick, mein Geraden; ich will nur erst die Briefschaften durchsehen.“

Der Herr Demnach ging in sein Zimmer. Hier er las die Post nicht durch, sondern flüchte, in tiefes Nachdenken verfallen, das Haupt in die Hand.

„Selbst, hoch persönlich!“ murmelte er. „Unter hundert Briefen wähle ich auch den Ihren, weil sie Shora selbst. Und nun — sie ist wahrhaftig das Ebenbild meines armen toten Lieblinges.“

Dann erhob er sich und ließ das junge Mädchen kommen.

„Nun, nehmen Sie Platz, Geraden Schatz!“ begann er, indem er ihr einen Stuhl so hinstellte, daß das Licht voll auf ihr Gesicht fiel. „Sie verstehen sich auf die Schreibmaschine?“

„Ja — das heißt — ich habe es erst gelernt,“ flammelte sie, „ich beschreibe jedoch lieber bisher noch keine Stellung.“

„So, so,“ meinte er lächelnd, „und nun sind sie etwas anders. Also vorstellen wir es. Ich werde Ihnen einen Brief vorlesen. Sie kennen die Personen den Inhalt und schreiben ihn dann auf der Schreibmaschine, damit ich sehen kann, wie Sie schreiben. Ich will gerne nachsehen, wie Sie schreiben,“ sagte er gutig hinan.

Shora schloß ihren Mund durch sein freundliches Lächeln

hiernach zu sehr die Taktik der Partei einrichtete. Mit dem tragischen Mißerfolge seiner harten Lebensarbeit wird sich noch mancher als mit einem hochinteressanten politischen Problem zu beschäftigen haben.

Sofales.

Der Regierungsbauführer des Eisenbahnbauwesens, Heinrich Müller aus Volmarstein, ist zum Regierungsbaumeister ernannt.

Westfälische Spökenkister.

Zu einem hochinteressanten Vortragsabend hatten sich etwa 100 Damen und Herren bei Neuhaus in Königs-Steale eingefunden. Herr L. Schröder, Schriftsteller aus Herbolzheim, dem Ruf eines routinierten Redners vorausgeht, sprach über „Westfälische Spökenkister und ihre Vorgeschichte“. Er gab eine fesselnde Schilderung des Landes von Haide und Moor, deren Eigenart die merkwürdige Erscheinung von Spöken (Menschen mit dem zweiten Gesicht) in etwa begreifen läßt. Wir stehen vor der unauflösbaren Tatsache, daß Menschen die Gabe haben, — mit der sie geradezu gequält werden — Dinge, Vorgänge in Geiste genau so zu schauen, wie sie sich bald darauf oder auch 10, 20 Jahre und später noch wirklich ereignen. In den nordischen Ländern zumal finden sich derart „Begabte“ in großer Zahl. Wir haben es mit einer Seelenkrankheit zu tun, die aber zu erklären, außer dem Bereich der Möglichkeit liegt. Daß viel Schwindel dabei unterläuft, liegt auf der Hand. Aber eine große Anzahl von Fällen ist ganz unzweifelhaft beglaubigt. Dichter wie Annette von Droste-Hülshoff, Weber, u. a. liefern Beispiele dafür. Herr Schröder behandelte den schwierigen Stoff meisterhaft mit sachgemäßer Kritik, in reicher Weise. Er verstand es, seine Zuhörer derart zu fesseln, daß im Umfassen fünfzigstündigen um waren. Auch gab er glänzende Proben seiner Fähigkeit, zu rezitieren, sodaß in den meisten der Wunsch rege geworden sein, Herrn Schröder hier wiederzusehen. Eine außergewöhnlich rege Aussprache schloß sich an den Vortrag an, in der Mediziner, Theologen, Lehrer und andere zum Worte kamen, der beste Beweis, wie sehr der Redner angesprochen hatte. Der Versuch, durch Hypnose die seltsame Erscheinung zu erklären, mußte als gescheitert angesehen werden, da die Hypnose auch zu den unauflösbaren Dingen gehört. Herr Antmann von Böcklinghausen, in dessen bewährten Händen die Leitung des Abends lag, eröffnete und schloß die Versammlung mit dem Ausdruck hoher Befriedigung über Besuch und Verlauf derselben. Das ist gewiß — und wieder aufs neue dargelegt: „Es gibt zwischen Himmel und Erde noch vieles, wovon unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt.“

Nur ein Postbote!

Wegen Beleidigung des Postboten Keller, eines ungemein beliebten Beamten, hatte sich vor dem Schöffengericht in Lindau die Gräfin Waldburg-Zeil zu verantworten. Keller, über den seine Vorgesetzten nicht zu klagen hatten, hatte auf seinem Postwege u. a. auch die Post des Grafen Waldburg-Zeil zu besorgen. Während es sonst niemals zu Konflikten zwischen Keller und dem Publikum kam, hatte der Postbote Klage zu führen über die Behandlung, die ihm von Seiten der Gräfin zuteil wurde. Er mußte vor der Tür der gräflichen Villa übermäßig lange warten und hatte sich außerdem eines blässigen Hundes der Gräfin zu erwehren. Er bat in höflicher Form um Abstellung dieser Unannehmlichkeiten. Da kam er aber bei der Gräfin schon an. Sie begab sich mit ihrem Gemahl zum Vorgesetzten Kellers und beschwerte sich dort über das ungebührliche Benehmen Kellers. Als dieser darauf, daß er sich seiner Ungehörigkeit bewußt war, das gräfliche Ehepaar zur Rede stellte, wurde er von der Gräfin in der unglaublichsten Weise beschimpft. Er sei ein ganz unverschämter und arroganter Kerl und habe das Maul zu halten. Wenn nicht, so habe sie ihm einige runter! Ferner erklärte die Gräfin, sie werde dafür sorgen, daß Keller seine Stellung verliere, denn er sei ja nur ein Postbote. In diesem Jargon ging es weiter, wie gestern durch Zeugen vor Gericht fest-

gestellt wurde. Die Zeugen bezeugten aber auch gleichzeitig, daß Keller sich durchaus anständig und ruhig benommen hätte und der Gräfin in keiner Weise Veranlassung zu ihren Beschimpfungen gegeben habe. Bemerkenswert ist, daß Keller sofort nach der Beschwerde des gräflichen Ehepaares versetzt wurde und daß das Postamt dem Grafen meldete, daß seiner Beschwerde abgeholfen sei. Die Verhandlung endete jetzt, offenbar unter der Wucht des die Gräfin schwer belastenden Beweisergebnisses, mit einem Vergleich, den der Graf selbst anbot. Er bedauerte im Namen seiner Frau den Vorfall, bat den Postboten Keller um Entschuldigung und erklärte sich zur Tragung sämtlicher Kosten bereit. Der Postbote, dem dadurch die erhoffte Genugtuung bereitet wurde, und von dem nun jeder Mafel beseitigt ist, nahm den Vergleich an.

Allerlei.

Ueber eine Bluttat in Herford — es hat dort der Arbeiter Winkler seine drei Kinder im Alter von 3, 9 und 15 Jahren und seine Frau erschlagen — wird noch folgendes gemeldet: Frau W. wurde mit dem jüngsten Kinde auf dem Dachboden aufgefunden, wohin sie geflüchtet war. Während die 9 und 3 Jahre alten Kinder tot aufgefunden wurden, zeigten Frau W. und der älteste Knabe noch geringe Lebenszeichen. Beide starben jedoch sofort nach der Entlieferung ins Krankenhaus. Der Mörder hatte alle vier durch Artstiche zu Boden gestreckt. Am Samstag morgen hatte Winkler mit einem Stride in der Hand das Haus verlassen. Er ist dann später noch einige Male gesehen worden, seitdem aber fehlt jede Spur von ihm. Es wird angenommen, daß er die furchtbare Tat in geistiger Umnachtung verübt hat.

Das Oberkriegsgericht verurteilte, wie aus Lübeck berichtet wird, den Musikant Glon wegen tätlichen Angriffs auf seinen Leutnant zu 4 Jahren 11 Monaten Gefängnis und den Unteroffizier Hansen wegen Mißhandlung Glons zu 48 Tagen Gefängnis. Vom Kriegsgericht war G. zu 7 Jahren 9 Monaten Gefängnis und H. zu 38 Tagen mittleren Arrest verurteilt worden.

Um seinen Freund zum Geburtstag zu „ehren“, schloß in dem el. Orte Großweil der 17-jährige Tuchweber Bronnier Schüsse aus einem Revolver ab. Beim dritten Schuß trat der also Gefeierte aus dem Hause; eine Kugel traf ihn in den Unterleib und schwer verletzt stürzte er zusammen. Er wurde nach Stralsburg in die Klinik gebracht; dort ist er seiner Verletzung erlegen, ein Opfer törichter Unvorsichtigkeit. Der ungewollte Täter wird sich vor Gericht zu verantworten haben.

Professor und Gemeindeführer. Wohl nur wenige Gelehrte sind in Bezug auf ihre Erholungsbedürfnisse so anspruchslos, wie der jüngst verstorbene Germanist, Professor Moritz Henne, der die großen akademischen Ferien in seiner Heimat Leisnig bei Weißenfels in Thüringen zu verbringen pflegte, wo er ein Häuschen erworben hatte. Die Einwohner des Ortes trauten sich stets lebhaft auf seine Wiederkehr. Die einfachen Leute wagten indessen gewöhnlich nicht, sofort mit ihrem berühmten Landsmann in der gemütlichen Weise zu verkehren, die er liebte. Erst allmählich trat die Befangenheit zurück, dann aber wurde Henne auch als Regal- und Statthalter „in die Reihe“ gezogen. Seine schönsten Erfolge in der Heimat aber erzielte Henne als Gemeindeführer. Das Gemeindevorstandspferge die Aufnahme der Protokolle über die Gemeinderatsitzungen zu verschieben, bis Henne zu den Sommerferien eintraf. Dann aber mußte der berühmte Germanist die Sekretariatsgeschäfte der abgelassenen Zeit erledigen. Mit dem ihm eigenen Humor unterzog Henne sich auch dieser seltsamen „Aufgabe“.

Eine Tragödie aus den Alpen berichtet ein englischer Korrespondent aus Genf: „Ein Einwohner des Dorfes Paven namens Sangh hatte mit zwei Freunden vor einiger Zeit einen Jagdausflug in die Berge unternommen. Durch einen merkwürdigen Unglücksfall stürzte er von einem Abhange herab, und während er sich in der Luft überschlug, entlud sich sein Gewehr, und

die Kugel traf unglücklicherweise seinen Freund Saelen, der tot niederstürzte, während Sangh schwere Quetschungen erlitt. Als der unschuldige Mörder erfuhr, was er angerichtet hatte, war sein Schmerz grenzenlos, er konnte den toten Freund nicht vergessen und beging schließlich Selbstmord. „Ich gehe zu meinem Freunde, und will ihm sagen, daß es ein unglücklicher Zufall war,“ dies stand auf einem Zettel, den er zurückließ.

Ein furchtbares Eifersuchtsdrama hat sich bei Lüttich abgespielt. Die junge Witwe Rosa Samson sollte in nächster Zeit einen gewissen Geminich heiraten, der von seiner Frau, einer geborenen Widen, getrennt lebte. Letztere, die sehr eifersüchtig war, hatte im Juli 1905 sechs Revolvergeschosse auf Geminich abgegeben, wofür sie zu vier Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Nach ihrer Entlassung erfuhr sie von der bevorstehenden Wiederverheiratung ihres Mannes. Sie begab sich zu der Nebenbuhlerin, gab zwei Revolvergeschosse auf sie ab und tötete sie dann durch 23 Messerstiche. Sie schloß sich darauf, wurde aber bald ergriffen. Die Mörderin erklärte, ihre Tat nicht bedauern zu können.

Eine Gasexplosion zerstörte in der südfranzösischen Hafenstadt Marseille ein Restaurant, ein Tabakgeschäft und eine Drogenhandlung. Ein Kellner wurde schwer verletzt, ein Mädchen auf der Straße wurde zehn Meter weit fortgeschleudert.

Die Geschichte eines Buches. Man berichtet aus London: Die Bodleianische Bibliothek in Oxford hat jetzt ihre erste Foliaausgabe von Shakespeares, die einst als „überflüssiges Buch“ aus den Beständen der Bibliothek ausgesondert und für ein paar Pfennige verkauft wurde, für 60 000 M. wieder erwerben können, nachdem reiche Gönner die nötigen Stiftungen gemacht hatten. Bei dieser Gelegenheit hat man eine Liste der Preise aufgestellt, die diese ursprünglich für 20 M. verkaufte Ausgabe von Shakespeares im Laufe der Zeit erzielt hat. Exemplare der Ausgabe erzielten in Auktionen: 1787: 200 Mark; 1819: 2420 Mark; 1854: 5000 Mark; 1891: 8300 Mark; 1899: 34 000 Mark; 1901: 34 400 Mark; 1906: 60 000 Mark.

„Vorsicht beim Einkaufe von Malzkaffee!“

sollte eine warnende Stimme jedem zurufen, der Malzkaffee kaufen will. Kathreiners Malzkaffee hat Hunderttausende, ja Millionen von Anhängern gewonnen. Diesen Erfolg versuchen nun verschiedene Fabrikanten in der Weise sich zu Nutzen zu machen, daß sie einfach gebrannte Gerste als „Malzkaffee“ anpreisen. Gebrannte Gerste ist aber nach jeder Richtung viel geringwertiger als wirklicher Malzkaffee. Sie kann und muß deshalb auch viel billiger verkauft werden. Wer ganz sicher gehen will, den absolut besten und daher preiswertesten Malzkaffee zu erhalten, der muß ausdrücklich „Kathreiners Malzkaffee“ verlangen, der nur in Original-Paketen mit Bild und Namenszug des Pfarrers Kneipp verkauft wird, — niemals lose ausgewogen! — Wie sehr hier die größte Vorsicht geboten ist, beweist die Tatsache, daß Kathreines Malzkaffee-Fabriken schon in vielen Fällen sogenannte Malzkaffee-Fabrikanten zu gerichtlicher Verurteilung brachten, weil sie einfache gebrannte Gerste als Malzkaffee verkauften.

Blick bemerkt und es war ihr plötzlich „ein Licht aufgegangen“, wie sie sich im Stillen sagte. Sie hatte da eine Entdeckung gemacht, die sich im Notfall verwerten ließ. Nach beendigem Mittagmahl blieb die Familie — die Kinder ausgenommen, — noch eine Weile gemütlich plaudernd im Wohnzimmer beisammen.

Selbst hatte sich in einem breiten Lehnstuhl bequem gemacht, mit der Genauigkeit und Umständlichkeit, die ein hervorragender Charakterzug der Buren ist, den im Fort Lampport erscheinenden „Kurier“ studierend. Plötzlich stieß er einen leisen Ruf der Überraschung aus.

„Bei Jingo! Das ist gut!“ bemerkte er, sich an seine Schwester wendend. „Marian, erinnere dich, daß du noch der beiden schwarzen Schlingel, die vor etwa drei Wochen mit einer großen Herde hier vorbeizogen?“

„O ja! Was ist mit ihnen?“

„Weißt du noch die Namen, die auf ihrem Paß standen?“

„Gewiß. Sie lauteten Muntina und Bodi.“

Ganz recht. Nun, das ganze Vieh war gestohlen. Die Diebe sitzen in Lampport hinter Schloß und Riegel und werden wahrscheinlich in der nächsten Woche vor Gericht kommen.“

„Das ist ja ein guter Gang,“ warf Selwyn ein. „Wie wurden sie denn erwischt?“

„Ein Holländer sah sie in der Nähe des Forts und erkannte einige Rufe als seinem Onkel gehörig. Natürlich meldete er es gleich bei der Polizei, erhaltete seine Aussage mit einem Eid und so wurden die Spitzbuben gefaßt.“

„Sagtest du nicht, sie hatten damals einen Paß?“

fragte Manning.

„Allerdings hatten sie einen,“ erklärte Selbst, „und da liegt ja des Pudels Kern. Das Ding war gefälscht.“

Ein Kaffee, der bei den Missionaren in Dienst ist, hatte

es getan, und wirklich ganz vorzüglich. Das kommt davon, wenn man diesen Riggers Lesen und Schreiben lehrt! Die Polizei hat auch das Versteck der Schelme ausfindig gemacht, — ein wahres Geierneß! Und da laufen die Kerle so offen durchs Land und decken sich mit einem gefälschten Deutzettel.“

„Und Dich wird man wahrscheinlich als Zeugen vorladen, Christoph,“ bemerkte Marian.

„Bei Jingo! Daran habe ich gar nicht gedacht!“ rief Selbst, wenig erbaud von dem Gedanken an eine ermüdende Reise und eine längere Abwesenheit vom Hause.

„Na, ich meine, das Gericht wird auch ohne mein Zeugnis mit den Spitzbuben fertig. Mir liegt wahrhaftig nichts daran, ihre Wege meine vier Wände zu verlassen.“

Zehntes Kapitel.

„Ich traue ihm nicht!“

Drei Wochen waren seit der Ankunft der beiden Freunde in Fredensborg verstrichen und so große Hoffnungen Fanning auch auf die heilsame Einwirkung des Luftwechsels gesetzt hatte, es wollte ihm nicht gelingen, die Folgen der überstandenen Krankheit abzuschütteln.

Niemand erfüllte dies mit größerer, wenn auch geheimer Beforgnis, als Marian Selbst. Ihrem scharfen Auge entging es nicht, welche Niedergeschlagenheit auf ihm lastete, — eine physische und moralische Abspannung, die sie nie an ihm gefaßt. Manchmal war sie geneigt, Violet, die Fanning mit ihren Zauberkünsten umstrickt hatte, dafür verantwortlich zu machen und dann wieder glaubte sie, es sei das Bewußtsein seiner gänzlichen Verarmung, das ihn so niederdrückte. Wie dem auch sein mochte, es war nicht zu verkennen, daß sich sein Gesundheitszustand trotz der günstigen Verhältnisse, in denen er jetzt lebte, nicht sonderlich besserte. Marian und er waren sehr vertraut miteinander und man mußte sich wundern, daß sie sich nicht noch näher gekommen — fürs ganze Leben. Vielleicht wäre dies auch geschehen, hätten sich nicht zwei Hindernisse entgegengestellt: seine Armut und — Violet.

Ob sich Marian über ihre Gefühle für ihn klar war, ließ sich nicht entscheiden; sie besaß im Gegensatz zu Violet echt weibliche Zurückhaltung und hätte niemandem, am allerwenigsten Fanning selbst, einen Einblick in ihr Herz gestattet.

Eines Morgens sah sie mit „Onkel Willem“, wie die Kinder ihn nannten, in einem kühlen Winkel der Veranda. Die Gelegenheit des Alleinseins benutzend, machte sie ihm sanfte Vorstellungen, daß er sich zu sehr anstrengen, indem er ihrem Bruder bei den Feldarbeiten, Viehzählungen usw. helfe. Nach einer solchen Krankheit müsse er sich viel mehr schonen.

„Na, das wird mich nicht umbringen“, wehrte er ihre Vorwürfe mit gutmütigem Lächeln ab. „Glaub mir wirklich, Marian, ich würde kräftiger, wenn ich den ganzen Tag herumlungerte und nichts täte.“

„Ja, das glaube ich!“ erwiderte sie sehr entschieden. „Sobald du schonst dir auch viel zu wenig und da du nun einmal hier seid, so müßten wir darauf achten, daß ihr bald wieder stark und kräftig werdet.“

(Fortsetzung folgt.)

Da rum. „Ich begreife nicht, daß der Chef jetzt immer so schlecht aufgelegt ist!“ „Ich schon! Er hat mir nämlich versprochen, daß er mich aufbessert, wenn er einmal gut aufgelegt ist!“

Boefie und Proja. Er: „Weißt du noch, in dieser Konditorei haben wir uns kennen gelernt?“ — Sie: „Ja, ja! ... Zwei Stunden hastest du mir gegenüber gesessen — zu schüchtern, ein Wort zu sprechen; ... auf einmal bist du aber aufgetaut!“ — Er: „Was sagtest du denn?“ — Sie: „Donnerwetter, können Sie aber essen, Fräulein!“

